

# EINST UND JETZT

AUSGABE 17 | 2025

Die Zeitschrift zu Archäologie  
und Denkmalpflege  
im Kanton Zürich



## ARCHÄOLOGIE

### Herrschaftlich wohnen

Ausbau und Modernisierung  
von Burgen im Spätmittelalter

## UND

Glossar  
Tournee  
Trouvaille  
Standpunkt  
Lokaltermin  
Lesestoff

## DENKMALPFLEGE

### Plattenbau für den Mittelstand

Wie die Ernst Göhner AG  
den Zürcher Wohnungs-  
bau prägte

### Ein Regenschirm für den Gasometer

## LIEBE LESERINNEN UND LESER



Stolz darf ich Ihnen als Präsident der STARCH – der Stiftung für Archäologie und Kulturgeschichte im Kanton Zürich – das diesjährige «Einst und Jetzt» präsentieren.

Die vorliegende Ausgabe widmet sich einer breiten Palette von spannenden Themen: Sie reicht von sich wandelnden Burgen über den bekannten – und doch irgendwie unbekanntem – Gasometer in Schlieren bis zu einem Wasserspeier in Drachenform.

Geschichte(n) bekannt zu machen, Verständnis für baugeschichtliche Entwicklungen zu wecken und auf ausgewählte lokale Trouvaillen hinzuweisen, ist das Ziel unserer Stiftung. Nur wer die Vergangenheit kennt und schätzt, kann die Gegenwart und die Herausforderungen der Zukunft richtig erfassen. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre!

STARCH Stiftung für Archäologie und Kulturgeschichte im Kanton Zürich  
**PROF. DR. DR. FRANK RÜHLI**  
Präsident des Stiftungsrats

Es gibt da so eine Theorie in der Denkmalpflege. Sie besagt, dass es eine Generation (rund 30 Jahre) Abstand braucht, um wirklich beurteilen zu können, welche der jungen Gebäude wichtige Zeugen ihrer Epoche sind.

Je älter, desto einleuchtender? So einfach ist es nicht. Der Gasometer in Schlieren (Baujahr 1899) repräsentiert genauso vergangene Baukunst und Baukultur wie mittelalterliche Burgen und Stadthäuser aus dem 17. Jahrhundert. Sie alle sind charakteristische Beispiele ihrer jeweiligen Zeit. Auch der Pavillon von Le Corbusier (Baujahr 1967) in Zürich hat zweifellos diese Qualität.

Etwa gleichzeitig entstanden im Kanton Zürich die ersten Plattenbauten der Ernst Göhner AG. Warum auch sie ihren Platz in dieser Ausgabe haben, lohnt sich zu lesen. Man lernt nie aus.

Archäologie und Denkmalpflege  
Kanton Zürich  
**DR. BEAT EBERSCHWEILER**  
Abteilungsleiter

## IMPRESSUM

Redaktion: Andreas Schuler  
Bildredaktion: Martin Bachmann  
Gestaltung: Roland Ryser,  
Tina Wernli, Zürich  
Druck: Staffel Medien AG, Zürich

Bilder: Archäologie und Denkmalpflege Kanton Zürich (AD),  
Martin Bachmann (Fotograf AD)  
oder gemäss Angabe. swisstopo:  
Bundesamt für Landestopografie.

Auflage: 2700 Expl.  
August 2025

doi.org/10.20384/zop-5967

## INHALT



# 4

ARCHÄOLOGIE

## **Herrschaftlich wohnen.**

Ausbau und Modernisierung  
von Burgen im Spätmittelalter

- 16 GLOSSAR  
**Fischblase**  
**Anthrosol**
- 17 TOURNEE  
**Göttergaben im Wald verborgen**  
**Die lange Reise eines kleinen Drachen**
- 18 TROUVAILLE  
**Ins Holz geritzt. Eine Entdeckung in der**  
**Winterthurer Altstadt**
- 22 STANDPUNKT  
**«Es ist ein Privileg, an einem so geschichts-**  
**trächtigen Ort bauen zu dürfen»**
- 44 DENKMALPFLEGE  
**Ein Regenschirm für den Gasometer**
- 50 LOKALTERMIN  
**Eine Burg lehrt die Schwyzer das Fürchten**  
**Spaziergang zum Pavillon Le Corbusier**
- 54 LESESTOFF  
**Löhnende Lektüre**

# 26

DENKMALPFLEGE

## **Plattenbau für den Mittelstand.**

Wie die Ernst Göhner AG den  
Zürcher Wohnungsbau prägte



# HERRSCHAFTLICH WOHNEN

## AUSBAU UND MODERNISIERUNG VON BURGEN IM SPÄTMITTELALTER

An der Schwelle vom Spätmittelalter zur Renaissance prägten Burgen das Landschaftsbild Mitteleuropas. Sie dienten ihren Besitzern als Prestigeobjekte und boten einen relativ sicheren und komfortablen Wohnsitz. Doch der Unterhalt der bis zu 200 Jahre alten Gebäude war kostspielig und bisweilen eine riskante Investition.

WERNER WILD

Wie aufwändig der Unterhalt einer Burg im Spätmittelalter sein konnte, zeigen die Beispiele Kyburg, Alt-Regensberg, Hegi und Alt-Wädenswil. Die Ansprüche an den Wohnkomfort stiegen und verlangten nach Modernisierung. Zugleich setzten die Topografie und massive Ringmauern den Ausbauplänen jedoch oft enge Grenzen. Trotz des Aufwands blieben Burgen bis in die Frühe Neuzeit als Statussymbole und Herrschaftszentren bedeutend. Insbesondere dann, wenn ihre Besitzer an eine ehrbare Tradition anknüpfen konnten.

Auf der Kyburg war es die Stadt Zürich, welche nach der Übernahme der Burg und der dazugehörigen Gebäude viel Geld in eine Erneuerung investierte. Dies war – wie wir aus Quellen wissen – auch wirklich nötig. Auch der Textilhändler Rudolf Mötteli investierte einiges in seine frisch erworbene Burg Alt-Regensberg. Um diese Mühe sah er sich betrogen, als er die Burg bereits kurz nach dem Kauf wieder weggeben musste. Wie behaglich und wohnlich wir uns die ausgebauten

Stuben und Kammern auf den Burgen vorstellen dürfen, zeigt Schloss Hegi noch heute exemplarisch. Ausgestattet mit kostbaren Kachelöfen und verglasten Fenstern boten sie den Bewohnern den gleichen Wohnkomfort wie Stadthäuser. Dafür wurden mitunter Abstriche bei der Sicherheit in Kauf genommen, etwa durch den Verzicht auf zusätzliche Wehrbauten. Dass im Ernstfall auch die besten Wehrmauern nichts nützen, wenn nicht genügend Leute zu ihrer Verteidigung vor Ort sind, zeigte sich auf der Alt-Wädenswil, wo angreifende Bauern nur mit Hilfe einer Delegation aus der Stadt Zürich zum Abzug bewegt werden konnten.

Dank der Bauforschung, archäologischen Grabungen und schriftlichen Quellen erhalten wir aufschlussreiche Einblicke in geglückte und weniger geglückte Bauinvestitionen der Vergangenheit. Das Ergebnis sind nicht nur wertvolle neue Erkenntnisse, sondern auch unterhaltsame Geschichten.

Auf der Kyburg knüpfte die Stadt Zürich 1424 bewusst an Traditionen an. Beim Bergfried wurde der obere verputzte Teil mitsamt Dachstuhl komplett erneuert.



Sloß Kyburg das vast bawloss gewesen als das in yr hand kōm  
ben Sloßes gelegt haben.

### KYBURG: AUFGESTOCKT UND FRISCH GEDECKT

Am 1. Juni 1424 war es soweit: Nach einem zähen Verhandlungsmarathon hielt der Zürcher Bürgermeister endlich den Schlüssel zur Kyburg in der Hand. Die Gelegenheit war günstig. Burg und Herrschaft gehörten eigentlich den Habsburgern, die sie seit 1386 an finanzkräftige Adlige verpfändet hatten. Im Jahr 1415 erklärte ihnen der römisch-deutsche König Sigismund jedoch den Krieg und liess ihre Besitzungen beschlagnahmen. Neun Jahre später forderte er die damalige Pfandinhaberin Kunigunde von Toggenburg dazu auf, die Kyburg der Stadt Zürich abzutreten. Die Gräfin erhielt von Zürich im Gegenzug die Pfandsumme von 8750 Gulden ausbezahlt, was für die damalige Zeit eine stattliche Summe war. Zum Vergleich: Ein städtisches Steinhaus kostete rund 200 Gulden.

Über den Zustand der Burg schweigt sich die Verkaufsurkunde allerdings aus. Erst 1433 hielt Kaiser Sigismund in einer Urkunde fest, dass die Kyburg bei der Übergabe «vast bawloss» («sehr baufällig») gewesen sei und der Stadt Zürich für die Wiederherstellung grosse Kosten entstanden seien. Deshalb, so heisst es in der Urkunde weiter, dürfe die Stadt 4000 Gulden zur Pfandsumme addieren. Weitere 1000 Gulden machte

Zürich ein Jahr später geltend. Durch die Erhöhung des Pfands stellte Zürich sicher, dass es die Summe im Fall eines Verkaufs wieder einkassieren würde.

Wofür die enormen Geldsummen ausgegeben wurden, blieb lange ein Rätsel. Denn zum Zeitpunkt der Übernahme durch die Stadt Zürich gehörten zur Kyburg dieselben Gebäude wie heute: Bergfried mit Palas, Ritterhaus, Kapelle, Burgtor und Ringmauern. Und Anzeichen von Neu- oder Umbauten sind daran zumindest äusserlich keine zu erkennen. Erst das Aufkommen der dendrochronologischen Altersbestimmung von Holzbalken brachte Licht ins Dunkel.

1993 wurden 302 Hölzer aus Geschossdecken und Dächern der Kyburg dendrochronologisch untersucht. Die Untersuchungen zeigten, dass 53 von ihnen zwischen 1422 und 1427 geschlagen wurden. In diesem Zeitraum müssen auf der Kyburg folglich umfangreiche Reparaturarbeiten stattgefunden haben.

**Wofür die enormen Geldsummen ausgegeben wurden, blieb lange ein Rätsel.**

In einer Urkunde vom 21. Juni 1433 erlaubte Kaiser Sigismund die Erhöhung der Pfandsumme der Kyburg, da Zürich «grosse kostung durch vferhebung vnd widerbrengung» der sehr baufälligen Burg hatte.

Digitalisat: StAZH / CI, Nr. 1856

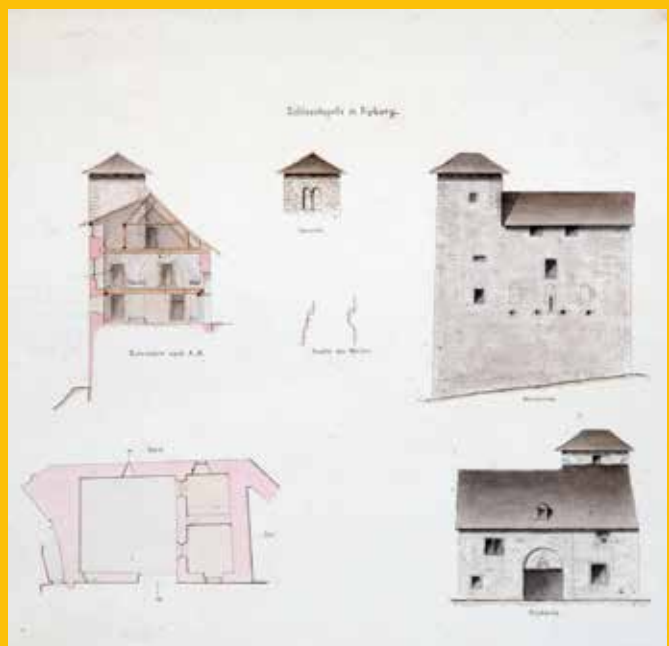
Arbeiter auf der Kyburg im Jahr 1925. Bereits 500 Jahre zuvor hatten Zimmerleute Holzböden und ganze Dachwerke ersetzt.



en ist große

ung willen dessel.





Konkret: Am Bergfried wurden nach dem Abbruch des oberen Teils zwei Geschosse neu aufgemauert und ein neues Dach gezimmert, im Ritterhaus wurden im Mitteltrakt sämtliche Deckenbalken ersetzt und die Kapelle erhielt einen neuen Dachstuhl. Diese Reparaturen legen nahe, dass die Kyburg bei der Übergabe an Zürich tatsächlich einer Ruine geglichen haben muss – ganz so also, wie es die Formulierung «vast bawloss» nahelegt. Doch wer war dafür verantwortlich?

Hier fällt der Blick unweigerlich auf Gräfin Kunigunde, welche die Kyburg 1402 bis 1424 als Pfand besass und dieses in die Ehe mit Wilhelm VII. von Montfort-Brengenz einbrachte. Ungestört walten konnte das Paar auf seiner Burg allerdings nicht, denn die Stadt Zürich trieb unverhohlen eine Art «unfreundliche Übernahme» voran. Ab 1412 war es Wilhelm aufgrund eines Gerichtsurteils sogar verboten, ohne Einwilligung Zürichs auf der Kyburg zu wohnen. 1415 trat Zürich schliesslich an Kaiser Sigismund heran, um mit diesem über eine Übernahme des Pfands zu verhandeln. Dieses Bestreben führte 1424 zum gewünschten Ergebnis. Dazu hat bestimmt auch beigetragen, dass Wilhelm 1422 ohne Nachkommen verstarb.

Die Holzbalken des Dachstuhls über der Kapelle wurden bereits im Winterhalbjahr 1422/23 gefällt – gut anderthalb Jahre vor dem Beginn der Renovationsarbeiten der Stadt Zürich.

Foto: Kuno Gygax AD

Einige Balken des Dachstuhls wurden im Spätmittelalter nachträglich abgesägt und entfernt, um Platz für den Kapellenturm zu schaffen.

Foto: Kuno Gygax AD

In den 1860er-Jahren begann die wissenschaftliche Erforschung der Kyburg. Wichtige Grundlage hierfür waren detaillierte Planaufnahmen.

Reproduktion: Kuno Gygax AD

## **Mit der frisch renovierten Burg unterstrich die Limmatstadt ihren Besitzanspruch.**

Bemerkenswert ist, dass das Holz für die genannten Reparaturarbeiten bereits wenige Monate nach Wilhelms Tod und damit rund anderthalb Jahre vor der Übernahme der Kyburg durch Zürich geschlagen wurde. Hatte also Kunigunde diese Arbeiten noch veranlasst? Dafür spricht, dass geschlagenes Holz in der Regel «saftfrisch» verarbeitet wurde. Dagegen spricht, dass Kunigunde bei der Übergabe des Pfands an Zürich keine Umbaukosten geltend machte und die Pfandsumme damit seit 1386 unverändert geblieben ist. Zudem zeugt der urkundlich belegte schlechte Zustand der Burg zum Zeitpunkt der Übergabe nicht unbedingt von einem grossen Interesse der Gräfin an Unterhaltsarbeiten.

Wahrscheinlicher ist daher ein anderes Szenario: Zürich, das sich nach dem Tod Wilhelms kurz vor dem Ziel seiner Bestrebungen wähnte, fällte das Holz auf Vorrat, verarbeitete es im Hinblick auf für die Zeit nach der Übernahme geplante Reparaturen und lagerte die Bauteile ein. Finanziell und logistisch war die Stadt jedenfalls in der Lage dazu. Mit Sicherheit belegen liess sich diese These bisher allerdings nicht. Die Suche nach weiteren Argumenten und Belegen bleibt eine Aufgabe künftiger Nachforschungen.

Fest steht: Zürich hatte es mit den Renovationsarbeiten offensichtlich eilig. Ein Grund dafür dürfte gewesen sein, dass bereits kurz nach der Übernahme der Kyburg der erste Landvogt einzog, um von hier aus für Recht und Ordnung im neu erworbenen Herrschaftsgebiet zu sorgen. Zudem unterstrich die Limmatstadt mit der frisch renovierten Burg ihren Besitzanspruch.

### ALT-REGENSBERG: WIE GEWONNEN, SO ZERRONNEN

Rund eine Wegstunde von Zürich entfernt in einer reizvollen Umgebung auf einem runden Hügel mit freier Sicht auf den Katzenssee liegt die Burg Alt-Regensberg. Im Jahr 1468 warf der Kaufmann Rudolf Mötteli einen letzten, verärgerten Blick auf dieses Idyll. Dabei hatte zehn Jahre zuvor alles so gut angefangen. Mit Geschäften bis nach Spanien hatte Mötteli ein grosses Vermögen angehäuft. Dieses Vermögen wollte er in eine repräsentative Immobilie investieren. Da kam es ihm gerade recht, dass Johannes Schwend (der «lange Schwend») die Burg Alt-Regensberg, in deren Besitz er durch seine zweite Frau gekommen war, zum Verkauf anbot.

Allerdings behielt sich der Zürcher Rat das Vorkaufsrecht vor, falls die Burg an einen Nichtbürger gehen sollte. Und Mötteli war ein Nichtbürger. Also liess er sich 1458 kurzerhand einbürgern und kaufte die Burg noch im selben Jahr. Kurz darauf erwarb er auch die Bürgerrechte von Luzern und Nidwalden. Dasjenige von Zürich gab er allerdings bereits im Jahr 1465 wieder auf. Für den Zürcher Rat war dies inakzeptabel, weshalb er Mötteli 1468 gerichtlich zum Verkauf der Burg an die Stadt zwang – unter Wert und ohne Berücksichtigung der getätigten Investitionen.

Vom Rechtsstreit ist eine 16-seitige Klageschrift von Mötteli erhalten, in welcher er detailliert auflistet, welche Kosten ihm für die Instandsetzung und Erweiterung der Burg entstanden sind. Die aufgeführten Ausgaben umfassen neben Bauarbeiten auf der Burg auch die Aufwertung von Wies- und Ackerland sowie den Ausbau der Fischzucht im Katzenssee. Für letztere liess Mötteli eigens vom Bodensee importierte Karpfen aussetzen und zusätzliche Fischteiche anlegen. Dreissig Arbeiter waren über mehrere Jahre damit beschäftigt.

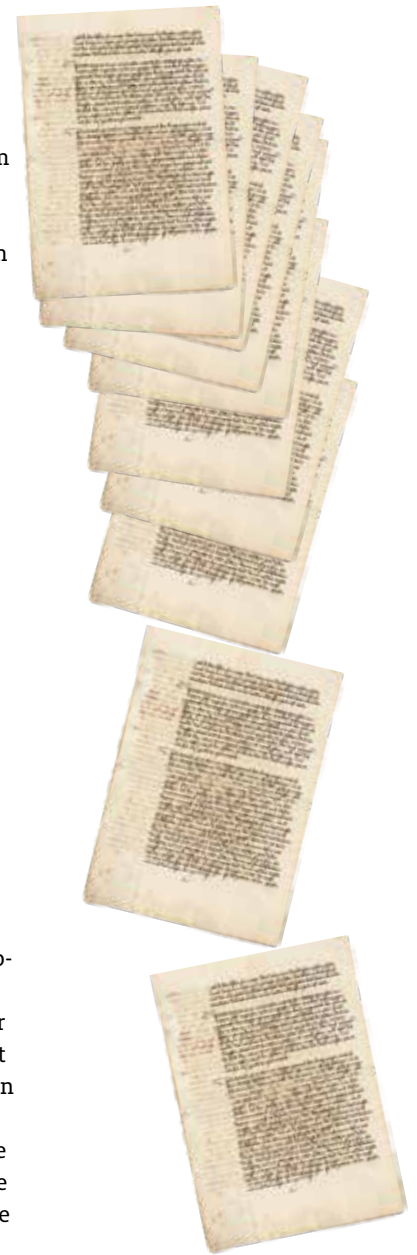
Die Ausführungen in der Klageschrift zeigen, dass Mötteli den Komfort der Burg bedeutend erhöhte. Für den Bau von sechs Stuben liess er aus Zürich Bretter, Türen und Latten sowie Dachziegel, Backsteine, Bodenfliesen und Kalk kommen.

Weiteres Bauholz besorgte er aus den Wäldern rund um Kloten. Sand und Lehm für Wände, Kamine und Öfen wurden in der unmittelbaren Umgebung der Burg gewonnen. Das Hinaufführen des ganzen Materials auf den steilen Burghügel war fast so teuer wie die Verzollung und der Transport bis an den Hügelfuss.

Besondere Erwähnung findet in der Klageschrift auch das Fensterglas. Bei den «venedier glasschiben» handelt es sich um transparentes, aus Venedig importiertes Glas und beim «waldglas» um grüne Butzenscheiben. Nicht aufgelistet sind neue Ofenkacheln, die zu jener Zeit sehr kostbar waren. Vielleicht liess der Burgherr also lediglich die vorhandenen Kachelöfen ausbessern. Oder er liess «seine» Kachelöfen demontieren und an einem anderen Ort wieder aufbauen.

Zu Möttelis baulichen Erneuerungen gehören eine zusätzliche Zisterne, eine Schmiede, ein gemauerter Backofen sowie ein Burgtor aus Eichenholz. Bei einem Gebäude liess er den bestehenden Keller absenken und nutzte ihn als Weinkeller und Lagerraum für Obst. Im Burggraben liess er das Gestrüpp roden und den Burghügel mit neuen Obstbäumen, Reben und einem Zaun aus Eichenholz ausstatten. Mit «kercker zuo gefancknusse» ist wahrscheinlich eine aus Holz gezimmerte Zelle gemeint, welche auf die mit dem Besitz der Burg verbundene niedere Gerichtsbarkeit verweist.

Die Früchte von Möttelis Bemühungen währten nicht lange. Nachdem die Burg 1468 nach der gerichtlichen Niederlage des Kaufmanns an Zürich ging, zerfiel sie zusehends. Die Stadt, die an der Burg nicht sonderlich interessiert zu sein schien, liess Brauchbares entfernen und kümmerte sich nicht weiter um die Bauten. Als 1497 das Umland der Burg an einen Bauern vergeben wurde, behielt sie sich ausdrücklich das Wegrecht vor, um Steine vom Turm wegzuführen. Auch als Wohnsitz für den Landvogt war sie nicht auf die Burg angewiesen, da dieser seine Aufgaben von Zürich aus wahrnahm.



In einer 16-seitigen Klageschrift listete der Kaufmann Rudolf Mötteli seine Investitionen in Burg und Herrschaft Alt-Regensberg detailliert auf.

Digitalisat: StAZH / C I, Nr. 2921a



Die mächtige Ringmauer und der massive Bergfried prägen noch heute die Burgruine Alt-Regensberg. Sie setzten Rudolf Möttelis Ausbauplänen enge Grenzen.

Die Burgruine Alt-Regensberg mit dem Katzensee auf einer Darstellung aus dem Jahr 1811.

Digitalisat: ZB Zürich / ZH,  
Alt-Regensberg I, 4





### SCHLOSS HEGI: LUXUS FÜR DIE FAMILIE

Im Schloss Hegi östlich von Oberwinterthur lässt sich die Verwandlung einer einfachen Burg in ein komfortables Wohnschloss anhand des erhaltenen Bestands und Dendrodaten besonders gut nachvollziehen. Eine wichtige Rolle spielte dabei Hugo von Hegi, der wie bereits sein Vater Besitzer des Schlosses war. Nach einem Brand des Turms im Jahr 1443 nahm er sich vor, diesen wieder bewohnbar zu machen. Es war kein leichtes Unterfangen: Für die Geschossböden mussten rund zwanzig Balken von etwa 7 Meter Länge mit einem Kran oder Aufzug ins Innere gehievt und ins Mauerwerk eingefügt werden. Die 15 Meter hohen Aussenmauern blieben stehen.

15 Jahre später erfolgte mit der Erweiterung durch ein dreigeschossiges «Ritterhaus» ein weiterer Ausbauschritt. Der Fachwerkbau bot pro Stockwerk 160 Quadratmeter Wohnfläche. Die Räume waren im Vergleich zum Turm sehr hell und konnten mit Kachelöfen beheizt werden. Spätestens zu dieser Zeit entstand auch eine Ringmauer mit vier runden Ecktürmen.

Der Anlass für diese Neubauten war die Heirat von Barbara von Hegi, der Tochter und Erbin von Hugo von Hegi. 1460 erhielten sie und ihr Ehemann Jakob von Hohenlandenberg das zum Schloss aus-

gebaute Anwesen mitsamt Ländereien vermacht. Aus der Ehe gingen zwei Söhne hervor, Ulrich und Hugo. Die beiden trieben den Ausbau weiter voran. In den 1490er-Jahren liessen sie im ersten Obergeschoss des Turms eine hölzerne Stube einbauen und die dicken Turmmauern zugunsten eines direkten Zugangs und eines grossen Fensters durchschlagen, wodurch zwei separate Wohnbereiche entstanden.

Für Hugo, der mittlerweile Bischof von Konstanz war, genügte eine kleine Wohnung im Turm. Hier stand noch bis ins 18. Jahrhundert ein Himmelbett mit seinem Wappen. Sein Bruder Ulrich bewohnte mit seiner Familie das Ritterhaus. Im nordöstlichen Eckturm befand sich zudem eine Kapelle, die sich aufgrund ihrer Ausschmückung mit Masswerkfenster, Erker und Rippengewölbe gut mit anderen Kirchen und Kapellen aus der Zeit um 1500 vergleichen lässt. Malereien über ihrem Eingang zeigen noch heute die Familienwappen der ehemaligen Burgbesitzer und die Heiligen des Bistums Konstanz.



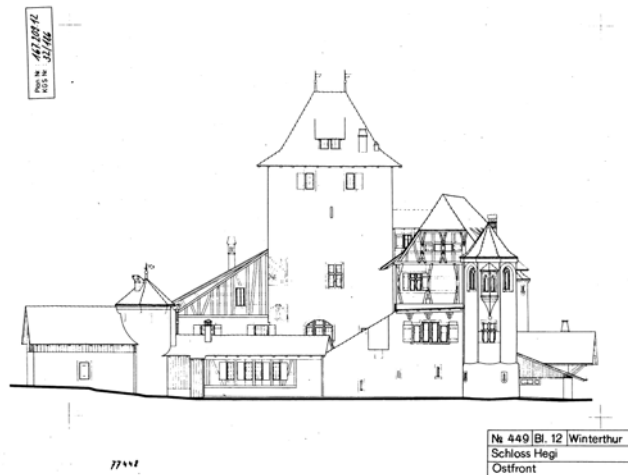
### Für Hugo, der mittlerweile Bischof von Konstanz war, genügte eine kleine Wohnung im Turm.

Spätmittelalterlicher Komfort auf Schloss Hegi: Vielfältig verwendetes Holz und mehrteilige, verglaste Fenster schaffen behagliche Wohnlichkeit.

Foto: Florian Fülischer, Winterthur

Über dem Eingang zur Kapelle thront die Muttergottes, umgeben von den beiden Bistumsheligen Konrad und Pelagius. Rechts aussen liess sich Bischof Hugo als betender Stifter darstellen.

Foto: Florian Fülischer, Winterthur



**Die komfortable «Einzimmerwohnung» von Bischof Hugo mit reich verzierter Decke und grossem Fenster.**

Foto: Florian Fülcher, Winterthur

Plan und Bild links: **Schloss Hegi steht für den Wandel vom wehrhaften Burgturm zum komfortablen Wohnschloss mit Fachwerkbau. Die später teilweise abgebrochene Umfassungsmauer knüpfte an die Burgenarchitektur an.**

Foto: Florian Fülcher, Winterthur



**Da in der Regel das Personal zu ihrer Verteidigung fehlte, stellte die Wehrmauer kein ernsthaftes Hindernis dar.**

Die Burgruine Alt-Wädenswil thront über dem Zürichsee. Auf zwei Felsen standen einst der «Freiherrenturm» und das Johanniterhaus.

Auf dieser Zürcher Ofenkachel von 1450/60 entfaltet sich ein religiöses Bildprogramm: Die gekrönte Frau mit Bibel personifiziert die Kirche, das Lamm steht für Christus. Zwei Drachen – Sinnbilder des Bösen – ziehen sich in die oberen Ecken zurück.

Die in ihren Grundzügen bis heute erhaltene Wehrmauer umschloss die Felsen mit dem Johanniterhaus und dem «Freiherrenturm».

Foto: Kantonales Hochbauamt Zürich

**BURG WÄDENSWIL: ZWISCHEN ANDACHT UND VERTEIDIGUNG**

Seit 1300 waren Burg und Herrschaft Wädenswil am Zürichsee im Besitz des Johanniterordens. Auch hier fanden im Spätmittelalter Ausbauarbeiten statt. So wurde im 14. Jahrhundert der «Freiherrenturm» um ein geräumiges Wohngebäude, das sogenannte Johanniterhaus, erweitert. Bis 1467 lebten hier fortan bis zu zwölf Ordensbrüder zusammen mit ihrem Vorsteher, dem Komtur. Ab 1446 hatte ein gewisser Johann Lösel dieses Amt inne. Er hatte zuvor Johanniterburgen auf Rhodos gegen Angriffe von Ägyptern und Türken verteidigt und erkannte die verteidigungstechnischen Mängel der Burg sofort: Im Südosten überragte der Hügel «Burghalden» das Innenniveau der Burg und sowohl die Burggräben als auch der Brunnen waren ungehindert zugänglich.

Wädenswil lag damals mitten im Kriegsgebiet, da Zürich und Schwyz seit sieben Jahren einen äusserst brutalen Krieg gegeneinander führten. Um ihre Herrschaft vor Schaden zu bewahren, verhielten sich die Johanniter neutral. Trotzdem machte sich Lösel daran, die Wehrhaftigkeit der Burg zu verbessern. Die daraus entstandene Verschuldung rechtfertigte er 1458 gegenüber der Ordenszentrale auf Rhodos damit, dass er «an dem hus Wediswile gross merklich buwe getan» habe. Einzelheiten nannte Lösel nicht; diese lieferten spätere Ausgrabungen.

Zu den Baumassnahmen gehörte unter anderem eine Wehrmauer, die sich entlang des äusseren Rands des Burggrabens um die gesamte Anlage zog. Im Südosten, gegen die «Burghalde», war die Mauer mit rund drei Metern Dicke sehr massiv gebaut und mit zwei Ecktürmen versehen. An den übrigen Seiten verlief sie entlang von Abhängen, weshalb man sich hier mit schwachen Fundamenten begnügte. Der Zugang zur Burg war zusätzlich mit Zwingermauern gesichert.

So beeindruckend die Verstärkung auch war, einer organisierten Belagerung hätte sie nicht standgehalten. Angreifer hätten trotzdem auf der «Burghalden» Geschütze aufstellen und die Burg sturmreif schießen können. Auch die Wehrmauer stellte kein ernsthaftes Hindernis dar, da in der Regel das Personal zu ihrer Verteidigung fehlte. Dies zeigte sich im Jahr 1489, als Bauern aus der Umgebung versuchten, die Burg zu stürmen. Torzwinger und Wehrmauer waren rasch eingenommen, woraufhin die drei auf der Burg anwesenden Personen – ein Stellvertreter des Komturs, ein Koch und ein Verwalter – die Zugbrücke zügig hochzogen und sich verschanzten. Die Angreifer ihrerseits besetzten daraufhin die Wehrmauer und drohten damit, die Anwesenden «über die mür hinuss zuo werffen». Erst eine herbeigeeilte Delegation der Stadt Zürich konnte die Bauern schliesslich zum Rückzug bewegen und die brenzlige Situation beenden.

Wie seine Vorgänger und Nachfolger investierte Lösel auch in die Modernisierung der Innenräume des Johanniterhauses. Dazu gehörten in seinem Fall mehrere spätgotische Kachelöfen mit grünglasierten, reliefgeschmückten Kacheln mit unterschiedlichen Bildmotiven. Über dreissig von ihnen kamen bei Ausgrabungen zum Vorschein. Die als gekrönte Frau mit Lamm und Kreuzstab personifizierte Kirche, die heilige Maria mit Verkündigungsendel und die heiligen drei Könige passen besonders gut zu den Johannitern. Des Weiteren finden sich auch Darstellungen von Fürsten, Rittern und Fabelwesen sowie von Tieren wie Affen und Löwen auf den Kacheln. Auffallend ist die hohe handwerkliche Qualität: Jedes Detail wurde sorgfältig von der Hohlform, dem sogenannten Model, auf die Kachel übertragen. Eine Technik, die auch heute noch beim Abformen von Gebäck wie Anisbrötli oder Tirggel angewendet wird.

## GLOSSAR



## Fischblase

Als Fischblase wird nicht nur das Organ eines Fisches, sondern auch ein spätgotisches Architekturelement bezeichnet. Das blasenförmige Motiv dient häufig der Ausgestaltung von Masswerk.

GABY WEBER

Bei der Fischblase handelt es sich um ein spätgotisches Ornament, dessen Umriss an die Schwimmblase eines Fisches erinnert. Das Motiv weist jeweils ein abgerundetes und ein spitz zulaufendes Ende auf. Es kann gedreht, s-förmig geschwungen oder gespiegelt sein und ist meist in Gruppen angeordnet. So können sich zwei bis vier Elemente zu einem Kreis ergänzen, wobei der Eindruck eines Wirbels entsteht.

Fischblasen finden sich in der europäischen Architektur häufig in spätgotischen Masswerkfenstern. In Frankreich und England ist die geschwungene Form oft in die Länge gezogen, sodass sie an eine Flamme erinnert. Die Spätgotik wird deshalb in Frankreich als «Style flamboyant» (geflammer Stil) bezeichnet. Die historische Aufnahme zeigt Fischblasen am Südturm des Grossmünsters in Zürich. Diese bedeutende mittelalterliche Kirche erfährt von 2025 bis 2028 eine Gesamtrestaurierung.

Spätgotisches Masswerk mit drei Fischblasen am Südturm des Grossmünsters in Zürich. Aufnahme 1934.

## Anthrosol

Unscheinbar grau sind sie und (Be-)Funde sucht man in ihnen oft vergebens. Dennoch erzählen Anthrosole – von Menschen überprägte Böden – viel über die Nutzung der Landschaft in der Ur- und Frühgeschichte.

STEFANIE BRUNNER, ADINA WICKI

Immer wieder tauchen Anthrosole auf Sondierungen und Grabungen auf. Nicht selten sind sie das einzige Zeugnis dafür, dass am untersuchten Ort Menschen anwesend waren. Genauer gesagt, dass an diesem Ort einst Landwirtschaft betrieben wurde. Für die graue Färbung der Schicht sind Holzkohlepartikel verantwortlich – viele von ihnen von Auge kaum erkennbar. Sie sind der Beleg dafür, dass bei der landwirtschaftlichen Tätigkeit Feuer zum Einsatz kam. Mit seiner Hilfe wurden dem Wald Äcker abgetrotzt und abgeerntete oder brachliegende Felder abgebrannt und gedüngt. Gesprungene Kieselchen weisen auf den Einsatz eines Pflugs hin. Und wo Landwirtschaft betrieben wurde, wurde auch gesiedelt. Die unscheinbaren Anthrosole helfen uns also, alte Landschaften besser zu verstehen und zeigen, wo wir bei künftigen Untersuchungen genau hinschauen müssen.



## TOURNEE



## Göttergaben im Wald verborgen

Im Jahr 1709 kam beim Abtiefen eines Weidegrabens im Winterthurer Lindbergwald ein bedeutendes römisches Depot mit Bronzestatuetten und anderen Kleinbronzen zum Vorschein.

ŠIMON ŠVERCEL

Die Funde aus dem Lindbergwald wurden erstmals 1710 in einem Manuskript erwähnt, das heute in der Luzerner Zentralbibliothek liegt. Das Fundinventar umfasst 2 Merkurstatuetten, 7 Tierfiguren, 5 Votivbeile, 18 Bronzestäbchen und eine Bronzespirale. Es wird vermutet, dass die Objekte in einem sakralen Kontext niedergelegt wurden, zum Beispiel im Zusammenhang mit einem Heiligtum. Die Angaben zum tatsächlichen Umfang des Depots sind widersprüchlich – mal ist von mehr, mal von weniger Funden die Rede. Die erhaltenen Objekte bewahrt die Kantonsarchäologie Zürich als Depositum der Stadt Winterthur auf. Mehr über den bedeutenden Depotfund aus dem Lindbergwald erfährt man im neuen Band der Monographienreihe «Vitudurum»:

Markus Roth

**Das Zentrumsquartier im römischen Oberwinterthur.**

Vom Vicus zur spätantiken Befestigung.

Schwabe, Zürich/Basel 2025

doi.org/10.20384/zop-2940

Zum Bronzedepot vom Lindenberg gehört unter anderem ein kleines, stark stilisiertes Bronzepferd.



## Die lange Reise eines kleinen Drachen

Im Jahr 2024 gelangte ein Wasserspeier unbekannter Herkunft aus dem Alterthümer-Magazin ins Bauteillager. Dank einer Anfrage beim Schweizerischen Nationalmuseum zu einer aufgemalten Inventarnummer kennen wir seine Geschichte.

URS EGGENBERGER

Ursprünglich zierte der kleine Drache die Regenrinne eines Erkers an der Sihlstrasse 5 in Zürich. Nach dem Abbruch des Gebäudes um 1910 gelangte er zunächst samt Erker als Schenkung in die Sammlung des Schweizerischen Nationalmuseums, wo er eine aufgemalte Inventarnummer erhielt. 1966 wurde der Wasserspeier der städtischen Denkmalpflege übergeben und nach der Zusammenlegung der Sammlungen der städtischen und der kantonalen Denkmalpflege im Alterthümer-Magazin ausgestellt. Auf dieser Reise durch verschiedene Stationen und Depots gingen viele Informationen verloren. Von den Teilen des Erkers trennte man sich nach und nach, bis nur noch der drachenförmige Wasserspeier übrig blieb. Inzwischen im Bauteillager in Dübendorf angekommen, zeugt dieser nicht nur von einem Stück Zürcher Baugeschichte, sondern auch von über hundert Jahren denkmalpflegerischen Sammelns.

LM  
11405

Die Inventarnummer des Landesmuseums spielte bei den Recherchen zum drachenförmigen Wasserspeier eine entscheidende Rolle.



TROUVAILLE

# INS HOLZ GERITZT

## EINE ENTDECKUNG IN DER WINTERTHURER ALTSTADT

Ausgeprägter Forschergeist und ein Quäntchen Glück führten bei einer Baudokumentation in einem spätmittelalterlichen Holzhaus in der Winterthurer Altstadt zur Entdeckung zweier Graffiti. Während die Datierung hergeleitet werden kann, bleiben die Fragen nach den dargestellten Motiven und dem Beweggrund unbeantwortet.

MANUEL WALSER



Die Entdeckung der Ritzzeichnungen sorgte für grosse Begeisterung im Ausgrabungsteam. Gut versteckt, teilweise von einem Brett verdeckt, fand der Grabungstechniker Christoph Hégelé die zwei eigentümlichen Graffiti (Kreismarkierung).

Foto: Christoph Hégelé AD

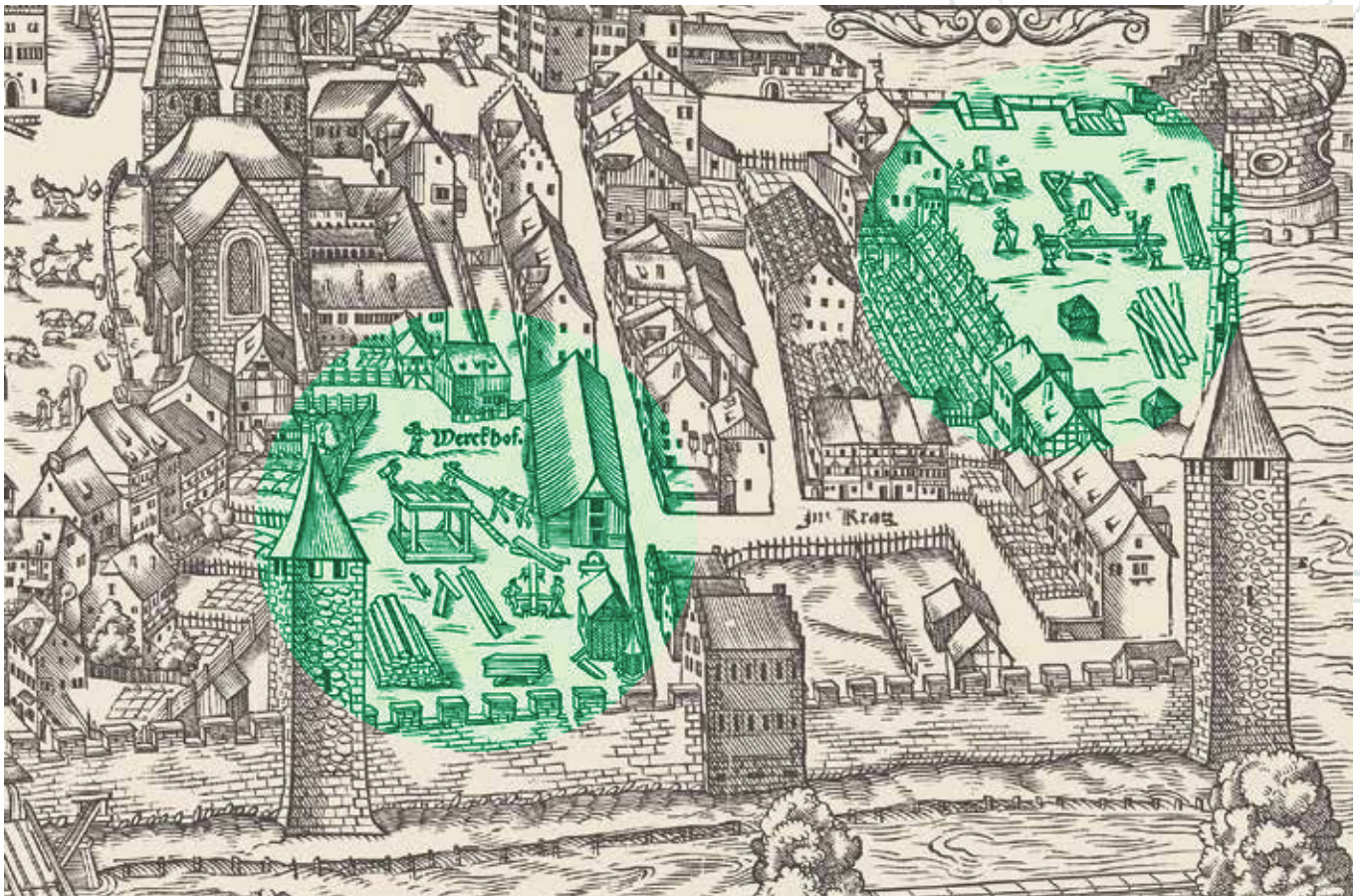
**Die beiden Ritzzeichnungen sind in dieser Form in der Deutschschweiz einzigartig.**

Eingeritzte Zeichnungen, sogenannte Graffiti, sind in Bauten des Mittelalters und der Frühen Neuzeit nichts Ungewöhnliches. Man findet sie in Burgen, Kirchen, Klöstern oder Wohnhäusern. In Kellern, Dachstöcken oder Stuben. In Gefängnissen, Toiletten oder Bibliotheken. Überall dort, wo Menschen die Musse und das passende Werkzeug hatten, um ihre Präsenz zu verewigen. Die beiden Ritzzeichnungen, die während einer archäologischen Baudokumentation an der Steinberggasse 51 entdeckt wurden, sind in dieser Form in der Deutschschweiz jedoch einzigartig. Durch ihre Deutlichkeit unterscheiden sie sich von den bekannten Vergleichsbeispielen.

Die Linien der Ritzzeichnungen sind ca. drei Millimeter breit und damit gut sichtbar. Die gleichmässige Linienführung deutet auf ein scharf geschliffenes Werkzeug hin. Zu sehen ist eine Kirche mit Satteldach, Giebelkreuz, Schlitzfenster und einem grossen, rechteckigen Fenster sowie einem Turm mit Sattel-, Zelt- oder Keildach und drei Schlitzfenstern. Dort, wo sich vermutlich das Eingangsportal befand, klafft ein rundes, etwa drei Zentimeter breites Loch, das einst zur Befestigung eines Holzbalkens diente. Neben

der Kirche ist ein weiteres Gebäude zu erkennen. Aufgrund der Dimensionen und des Erscheinungsbildes mit Walmdach, Dachreiter und Beflagung interpretieren wir es als herrschaftlichen Profanbau, wie etwa ein Rathaus oder eine Burg.

Der Holzbalken mit den Graffiti stammt von einer Fichte, die im Winterhalbjahr 1447/48 gefällt wurde. Das Loch in der Kirchendarstellung deutet darauf hin, dass auch die Zeichnungen aus dieser Zeit stammen. Es belegt nämlich, dass das Kirchengraffito bereits vor dem Bau des Gebäudes ins Holz geritzt wurde. Auch der Standort der Zeichnungen – mehr als zwei Meter über dem Boden – ist ein Indiz dafür, dass der Balken noch auf dem Boden lag, als die Zeichnungen angebracht wurden. Und schliesslich deutet auch die sorgfältige Bearbeitung mit einem sehr scharfen Werkzeug auf eine Entstehung während des Baus hin, vermutlich auf dem Abbundplatz. Die Art und Weise, wie die Gebäude dargestellt sind, passt ebenfalls in die Mitte des 15. Jahrhunderts. Solche formelhaften Abbildungen entsprechen der gängigen Darstellungsweise von Häusern und Kirchen, wie wir sie aus den Schweizer Bilderchroniken des ausgehenden Mittelalters und der Frühen Neuzeit kennen.



Das Stadtzürcher Kratzquartier mit Werkhof und Abbundplatz, wo gerade Zimmermannsarbeiten erledigt werden. Der Ausschnitt stammt aus der Stadtvedute von Jos Murer von 1576.

Digitalisat: ETH-Bibliothek Zürich, Graphische Sammlung / 2008.2863.1-7

Der Zimmermann Bruder Heinrich Mayer beim Bohren eines Nagellochs für ein Kopfholz im Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung. Die Darstellung aus dem Jahr 1446 zeigt den Arbeitsschritt, bei dem das Kirchengrafito an der Steinberggasse durchbohrt wurde.

Digitalisat: Stadtbibliothek im Bildungscampus Nürnberg / Amb. 317.2°, fol. 67r.





Ausschnitt aus der Vedute der Stadt Winterthur von Norden, um 1648. Der Südturm der Stadtkirche wurde zwischen 1486 und 1490 errichtet. Damit kommt das Gebäude als Motivvorlage für die Ritzzeichnung an der Steinberggasse in Frage.  
Foto: Winterthurer Bibliotheken / STAD 01.1648.01

Die älteste bekannte Darstellung der Stadt Winterthur aus der Zürcher- und Schweizerchronik des Gerold Edlibach (zwischen 1485 und 1532). Die Stadt ist schemenhaft dargestellt und nur dank Wappen und Spruchband eindeutig zuzuordnen. Die Stadtkirche und die Kirche auf dem Heiligberg lassen sich anhand des Wetterhahns und des Giebelkreuzes identifizieren.

Digitalisat: ZB / MsA 75 [225] 217

Doch aus welchem Grund wurden die Graffiti ins Holz geritzt? Unwahrscheinlich ist, dass es sich bei den beiden Darstellungen um dekorative Elemente handelt. Dafür sind sie zu isoliert und zu willkürlich platziert. Auch von der Qualität her kann trotz der Deutlichkeit der Linien nicht von Schnitzereien gesprochen werden. Denkbar ist hingegen, dass sie jemand zum Zeitvertreib angebracht hat. Vielleicht gab es auf dem Abbundplatz eine Wartezeit zu überbrücken oder die Ritzzeichnungen dienten zur Veranschaulichung eines Sachverhalts in einem Gespräch.

Abschliessend wird sich das Geheimnis leider nie lüften lassen. Auch die Frage, ob es sich bei den dargestellten Gebäuden um existierende Bauwerke handelt, wird wohl im Dunkeln bleiben. Denn dies kann weder belegt noch mit Sicherheit ausgeschlossen werden. Trotzdem sei eine These erlaubt: Obwohl die abgebildete Kirche nur einen Turm hat, könnte es sich um die nur hundert Meter entfernte zweitürmige Stadtkirche handeln. Deren Südturm wurde nämlich erst in den 1480er-Jahren und damit knapp fünfzig Jahre nach dem Holzhaus an der Steinberggasse 51 errichtet. Die Darstellung nur mit Nordturm und nach Westen ausgerichtetem Schiff würde somit zum Kirchengraffiti an der Steinberggasse passen.



## STANDPUNKT

# «ES IST EIN PRIVILEG, AN EINEM SO GESCHICHTS- TRÄCHTIGEN ORT BAUEN ZU DÜRFEN»

Deborah Suter-Diem ist Architektin mit Fokus auf das Bauen im Bestand. Im Gespräch erzählt sie von ihrer Arbeit am Mieterausbau der Restaurants «The Counter» und «Brasserie Süd» im Südtrakt des Zürcher Hauptbahnhofs – und vom Spagat zwischen Denkmalschutz, Bauherreninteressen und gestalterischer Eigenständigkeit.

LUKAS KNÖRR

## Wie kamen Sie zu der Arbeit mit und an alten Gebäuden?

DEBORAH SUTER-DIEM: Ich habe in Winterthur und Wien Architektur studiert und zunächst längere Zeit in einem grossen Büro gearbeitet, bevor ich mich mit meinem Architekturbüro «suter plus» selbstständig gemacht habe. Seit rund zehn Jahren beschäftige ich mich intensiv mit dem Bauen im Bestand – also mit der Sanierung, Transformation und Weiterentwicklung bestehender Bauten. Hin und wieder planen wir auch Neubauten, aber meine grosse Leidenschaft sind eindeutig die alten Häuser.

**Sie waren verantwortlich für den Mieterausbau der beiden Restaurants «The Counter» und «Brasserie Süd» hier im Südtrakt des Hauptbahnhofs Zürich. Ihr Mann Valentin Diem bildet zusammen mit Nenad Mlinarevic das «Gastroduo». Wie haben Sie während des Ausbaus die Zusammenarbeit mit der SBB als Eigentümerin und Bauherrin und mit uns von der kantonalen Denkmalpflege erlebt?**

Es ist grundsätzlich ein Privileg, an einem so geschichtsträchtigen Ort bauen beziehungsweise ausbauen zu dürfen. Die Zusammenarbeit mit der SBB und der kantonalen Denkmalpflege war sehr spannend, aber auch herausfordernd. Dabei ging es unter anderem darum, für die Bauherrschaft einen klaren Nutzen zu schaffen – mit allen infrastrukturellen Anforderungen im Hintergrund, aber natürlich auch im sichtbaren Teil, also im Gastraum der Brasserie in der ehemaligen Vorhalle des Bahnhofs. Die Tatsache, dass diese Arbeit parallel zur Gesamtanierung des Südtrakts durch die SBB stattfand, machte insbesondere das Zeitmanagement zu einer Herausforderung. Letztlich haben wir das aber gemeinsam gut gemeistert. Besonders geschätzt habe ich die solide Vorbereitung durch die SBB. In Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege wurden dabei klare und relevante Richtlinien erarbeitet. Diese waren einerseits zentral für die Erhaltung des Gebäudes und haben andererseits auch echten Mehrwert für den Mieterausbau gebracht.



Der Gastraum der Brasserie Süd befindet sich in der ehemaligen Vorhalle des Zürcher Hauptbahnhofs.

An ihm scheiden sich die Geister:  
Teppichboden mit Galaxiemotiv.



**Im ersten Stock der Brasserie befindet sich die 1979 erbaute Da Capo Bar – ein Schlüsselwerk des Architekten- und Designerpaars Trix und Robert Haussmann. Wie war es für Sie als Planerin, dass in der Bar fast alles noch so war wie damals und Sie den Raum so übernehmen mussten?**

Sie sagen, wir mussten – ich würde sagen, wir durften. Der Dialog mit dem Bestand war intensiv, aber die Gastronomen haben den Prozess von Anfang an mitgetragen. Es war klar, dass ein Teil bleiben musste, wie er war. Anderes hingegen durfte ergänzt und umgestaltet werden. Diese Balance halte ich für gut und richtig. Es war ein sehr spezieller Moment, als wir endlich in die Da Capo Bar durften. Ich kannte sie noch aus früheren Zeiten, aber während des Planungsprozesses war sie lange verschlossen. Umso besonderer war es, dass wir unser Baubüro dort einrichten durften. Damit wurde die Da Capo Bar der erste Ort, den wir tatsächlich belebt haben. Die Arbeit rund um die Da Capo Bar hat mir grosse Freude gemacht und war sehr spannend. Eine der Herausforderungen bestand darin, einen angemessenen Umgang mit dem Aufgang von der Halle zur Bar mit der dazugehörigen Wendeltreppe zu finden. Schliesslich haben wir uns für eine eigene Bar im Übergang zwischen der Halle und der Da Capo Bar entschieden.

**Gab es während der Planung oder Ausführung einen Moment, der Sie besonders gefordert oder vielleicht sogar erschreckt hat?**

Ja, es gab zwei Schreckmomente. Der erste war, als wir relativ spät während des Baus in der Da Capo Bar einen grossen Riss entdeckten. Da stellte sich die Frage: Hält das noch, oder haben wir bald wieder eine Baustelle? Es ist dann zum Glück alles gut ausgegangen – die Bar hält. Der zweite Schreckmoment war eine heruntergefallene Spiegelwand beim Aufgang zur Bar. Manche Materialien haben eine begrenzte Lebensdauer; so auch der Leim, der die Spiegelwand befestigte. Ich bin froh, dass sie in einem Moment gefallen ist, in dem

niemand da war. Jetzt hält sie wieder – hoffentlich für die nächsten fünfzig Jahre.

**Würden Sie es wieder machen? Sie als Architektin und Ihr Mann als Gastronom – hier am Ende der Bahnhofstrasse ein Restaurant betreiben?**

Grundsätzlich sagt man zu einem guten Ort nie nein, und das gilt auch für die Zukunft. Natürlich lernt man bei so einem Projekt einiges. Es gibt sicher Dinge, die ich beim nächsten Mal anders machen würde. Ich glaube aber, dass das Endergebnis zeigt, dass wir vieles richtig gemacht haben. Der Weg dorthin war nicht immer einfach und rückblickend würde man sich an gewissen Stellen wohl mehr Zeit nehmen. Einfach, um mit mehr Ruhe ans Ziel zu kommen.

**Zum Schluss möchte ich noch auf ein Ausstattungsmerkmal der Brasserie zu sprechen kommen, das immer wieder Reaktionen hervorruft – auch negative: der Teppichboden mit Galaxiemotiv. Finden Sie ihn schön?**

Der Teppich hat eine eigene Geschichte. Als wir uns für den Ausbau des Restaurants beworben haben, war das Gestaltungskonzept entscheidend – vor allem für die SBB, die wissen wollte, was hier entsteht. Manche Elemente aus dem ursprünglichen Konzept sind geblieben, andere nicht. Der Teppich hat sich gehalten, obwohl wir ihn aus architektonischer wie auch aus gastronomischer Sicht immer wieder infrage gestellt haben. Wir haben viele Varianten geprüft. Heute bin ich der Meinung, dass der Teppich die richtige Lösung ist. Schliesslich haben wir immer gesagt, dass wir ein neues kleines Universum erschaffen wollen. Und ganz pragmatisch: Auch die Akustik spielte bei der Entscheidung eine grosse Rolle. Der Boden war nämlich einer der wenigen Orte, an denen wir technisch eingreifen konnten. Zudem finde ich, dass Gestaltung auch Spass machen darf.

**Vielen Dank für das Gespräch.**



# PLATTENBAU FÜR DEN MITTELSTAND

## WIE DIE ERNST GÖHNER AG DEN ZÜRCHER WONUNGSBAU PRÄGTE

Ursprünglich als technische Lösung zur Beschleunigung des Wiederaufbaus der kriegszerstörten Städte Europas gedacht, entwickelte sich der Grosstafelbau in den 1960er- und 1970er-Jahren zu einem der lukrativsten Industriezweige überhaupt. Auch in der Schweiz erlebte das industrielle Bauen in den «Boomjahren» eine Blütezeit. Im Kanton Zürich stach eine Firma dabei besonders hervor: die Ernst Göhner AG, aus deren firmeneigenen Werk in Volketswil zwischen 1966 und 1975 jede zehnte Neubauwohnung stammte.

RAPHAEL SOLLBERGER

### VON DER NOTLÖSUNG ZUR ARCHITECTONISCHEN REVOLUTION

1945. Ende des Zweiten Weltkriegs. Millionen Menschen in ganz Europa hatten nicht nur Angehörige, sondern auch das Dach über dem Kopf verloren. Innerhalb kürzester Zeit mussten ganze Städte wiederaufgebaut werden. Dass dies mit konventionellen Bautechniken zu lange dauern würde, war schon bald augenscheinlich. Zudem mangelte es an Fachkräften. Weder die

privaten Bauunternehmen im kapitalistischen Westen noch die verstaatlichten «Volksbetriebe» im Osten des sich langsam schliessenden eisernen Vorhangs konnten die enorme Nachfrage befriedigen. Unabhängig vom vorherrschenden Wirtschaftssystem galt es daher, neue technische Lösungen zu finden, um die Bauprozesse deutlich zu rationalisieren.

Und so erinnerten sich Baufachleute an ein Phänomen, welches schon vor dem Krieg, damals aber in erster Linie aus einem Mangel an Baustoffen, einsetzte: den Systembau. Bauten aus in Fabriken vorgefertigten Elementen sollten Abhilfe schaffen. Zunächst handelte es sich dabei meist um Leichtbausysteme wie das in der Schweiz entwickelte System «Durisol», mit dem barackenartige Gebäude aus Holzständern, Holzbalken und exakt passenden Holzzementtafeln von wenigen Arbeitern von Hand zusammengesetzt werden konnten. Doch auch das dauerte zu lange. Für den Bau von grossen Wohnhäusern erschien den Behörden der Grosstafelbau, in Berlin und der DDR «Plattenbau» genannt, viel geeigneter: Bei diesem Verfahren werden mitsamt Fenstern, Anschlusskanälen etc. vollständig vorgefertigte Wand- und Deckenelemente auf die Baustelle transportiert und mithilfe von Kränen montiert.

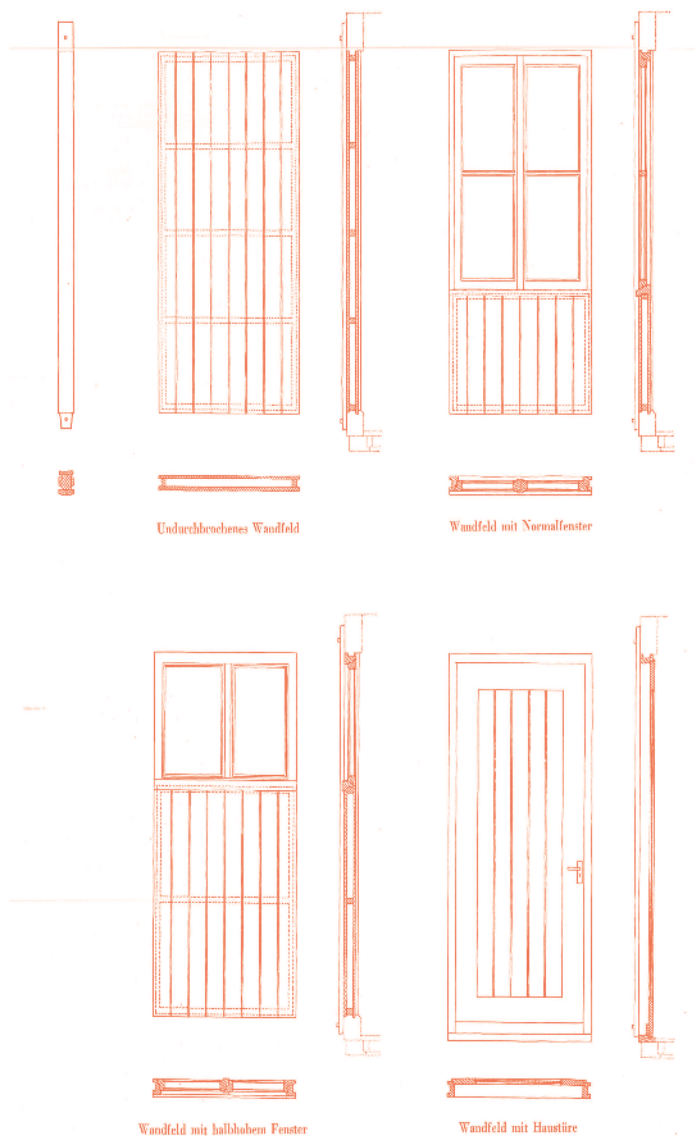
In Frankreich war es das Wiederaufbauministerium, das Ende der 1940er-Jahre unter dem Druck der Kohle- und der Stahlindustrie die Entwicklung von Grosstafelbausystemen mit Staatshilfen vorantrieb. In der Vorfabrikation von Bauteilen sahen die Verantwortlichen die Antwort auf die grassierende Wohnungsnot – sei es in den lothringischen Arbeiterstädten, in den Ballungszentren am Mittelmeer oder in den Pariser Vororten. Architekten wie Le Corbusier (1887–1965) und Bauingenieure wie Jean Prouvé (1901–1984) bewiesen um 1950 mit Bauten wie der «Unité d'habitation» in Marseille oder der «Maison Citroën» in Paris, dass das Unterfangen technisch umsetzbar war. Spätestens Mitte der 1950er-Jahre, als auch in West- und Ostdeutschland dank amerikanischer beziehungsweise sowjetischer Wirtschaftshilfen und Rohstofflieferungen wieder im grossen Stil Beton hergestellt werden konnte, machte auch auf den deutschen Baustellen das behäbige Handwerk der industrialisierten Montage Platz.

## SYSTEMBAU IN DER SCHWEIZ

Auch in der Schweiz setzte die Bauwirtschaft auf den Systembau. Der Grund dafür war hier nicht die kriegsbedingte Zerstörung, sondern die mit dem wirtschaftlichen Aufschwung einhergehende steigende Geburtenrate, die eine erhöhte Nachfrage nach Wohnraum für Familien mit sich brachte. Da im Gegensatz zu Frankreich vorerst keine staatliche Förderung erfolgte und die Produktion im Gegensatz zu Deutschland nicht mit ausländischen Investitionen gefördert wurde, entwickelten sich vorerst besonders innovative Holzbaubetriebe zu kleinen Generalunternehmungen und erweiterten ihr Angebot um katalogfertige Ein- und Reiheneinfamilienhäuser. Besonders die Wohnbaugenossenschaften der Verwaltungen oder Staatsbetriebe, beispielsweise der Post oder der SBB, waren dankbare Auftraggeberinnen.

Spätestens als der aufstrebende Finanz- und Dienstleistungssektor und die florierende Bauwirtschaft Ende der 1950er-Jahre auch in der Schweiz die Boomjahre einläuteten, sich die ersten italienischen Bauarbeiter nach vier Jahren Saisonarbeit mit ihren Familien niederlassen durften und mit dem «unteren Mittelstand» eine neue, kinderreiche Bevölkerungsschicht entstand, explodierte auch hierzulande die Nachfrage nach neuem Wohnraum. Gefragt waren nicht mehr Reiheneinfamilienhäuser für Beamte, Lehrerinnen und Ärzte, sondern günstige Wohnungen für die Arbeiterfamilien und die Zugezogenen. Angesichts prekärer Leerwohnungszahlen unterstützte die öffentliche Hand ab 1960 erstmals Bau- und Generalunternehmungen finanziell bei der Entwicklung ihrer Bausysteme und bei der Realisierung neuer Wohnüberbauungen. Betonelementfabriken schossen wie Pilze aus dem Boden und produzierten Decken-, Wand- und Fassadenelemente für soziale und spekulative Wohnbauprojekte gleichermaßen.

**Gefragt waren nicht mehr Reiheneinfamilienhäuser für Beamte, Lehrerinnen und Ärzte, sondern günstige Wohnungen für Arbeiterfamilien und Zugezogene.**



Die barackenartigen Bürobauten des Eidgenössischen Kriegs-, Industrie- und Arbeitsamts im Berner Marzili-Quartier, errichtet mit dem Bausystem «Durisol», 1942.

Foto: Alfred Roth; Das Werk 1943, S. 90

Der Bauteilkatalog des NILBO-Systems beschränkte sich auf nur vier unterschiedliche Wandelemente. Die in kleinen Zimmereien in Lizenz vorgefertigten Tafeln wurden zwischen Doppel-T-Pfosten eingeschoben und mit wenigen Schraubverbindungen befestigt – Plattenbau avant la lettre.

Neues Bauen und Wohnen, 1946, S. 88

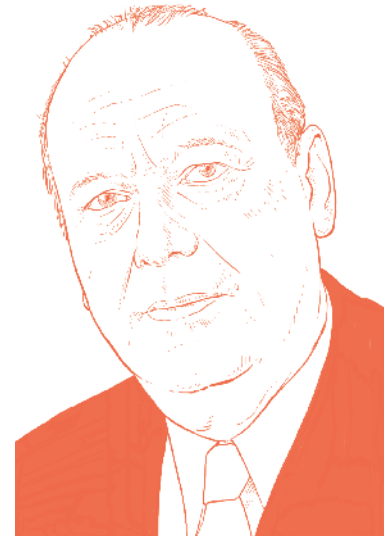
## ERNST GÖHNER TRITT AUF DEN PLAN

Im Kanton Zürich entwickelte sich die Ernst Göhner AG, geleitet vom Tür- und Fensterbauunternehmer Ernst Göhner (1900–1971), zur mit Abstand grössten und einflussreichsten Systembauunternehmung. Zwischen 1965 und 1975 stammte rund jede zehnte Neubauwohnung aus der Produktion dieser Firma. Das Göhner-Bausystem mit tragenden Wand- und Deckenplatten aus armiertem, zweischaligem Beton war keine Eigenentwicklung, sondern basierte auf dem System «Camus», das der französische Ingenieur Raymond Camus (1911–1980) für den Citroën-Konzern entwickelt hatte. Ab den frühen 1960er-Jahren stellten die Betonelementwerke der Igéco SA in Etoy und Lyssach als Sublizenznehmerinnen die Platten für Göhner her. Ab 1966 belieferte eine zusätzliche, in Volketswil eröffnete Fabrik die Baustellen im Kanton Zürich – nicht zuletzt, weil das Schweizer Nationalstrassennetz damals erst in Planung war und die langen Transportwege für Schwertransporte eine grosse Herausforderung darstellten.

Das Geschäftsmodell der Ernst Göhner AG beruhte auf zwei Standbeinen: Entweder errichtete sie im Auftrag einer Genossenschaft, einer Pensionskasse oder einer privaten Firma die gewünschten Wohnbauten als Generalunternehmung, oder ihre Tochterfirmen sicherten sich das nötige Bauland, wie beispielsweise in Mönchaltorf, wo die Ernst Göhner AG als

«Gryfag Immobilien AG» als Bauherrin und Generalunternehmung zugleich auftrat. Indem die Firma auch die Herstellung der Ausstattungselemente und Oberflächen (Treppenhäuser, Fenster, Türen, Bodenbeläge etc.) an Tochterfirmen übertrug und assoziierte Architekturbüros mit der Planung der Überbauungen beauftragte, konnte sie sämtliche Leistungen des Bauprozesses aus einer Hand anbieten und sich so einen Wettbewerbsvorteil verschaffen.

Auf den ersten Blick eine Win-Win-Situation: Die Gemeinden erhielten innerhalb kürzester Zeit neuen Wohnraum und sicherten sich somit dringend benötigte Steuereinnahmen. Auf den zweiten Blick kauften sie mit der Abgabe von Baurechten aber nicht selten die Katze im Sack, beschränkte sich die Ernst Göhner AG doch vornehmlich auf die Erstellung der Wohnbauten. Wenn die Gemeindebehörden es verlangten, baute sie aus dem bei der Produktion angefallenen Restmaterial auch eingeschossige Kindergärten, von denen heute noch einige in den Siedlungen zu finden sind. Der Bau der notwendigen Infrastruktur wie beispielsweise Strassen zu den oft weit vom Dorfkern entfernten Neubaugebieten oder Schul- und Freizeitanlagen blieb hingegen der öffentlichen Hand überlassen. Dies führte kleinere, damals noch stark bäuerlich geprägte Gemeinden wie Fällanden oder Volketswil an den finanziellen Abgrund.



Ernst Göhner (1900–1971) gründete 1935 die Ernst Göhner AG und wurde zu einem der erfolgreichsten Schweizer Unternehmer.

Zeichnung: Daniel Pelagatti AD

S. 31 (oben): Die Schul- und Wohnpavillons des Centre Loewenberg in Murten. Neben diesem von Fritz Haller (1924–2012) und der U. Schärer Söhne AG (USM) entwickelten Stahlskelettbau system, dem wohl bekanntesten Schweizer Bausystem, entstanden in den 1960er-Jahren dutzende weitere, manchmal universell anwendbare, manchmal auf ganz bestimmte Bautypen zugeschnittene Systeme.

Foto: TimotheusB; Wikimedia Commons

S. 31 (Mitte und unten): Der Kindergarten Wolfsmatt in Dietikon ist ein früher und gut erhaltener Vertreter des «Variel»-Systems. Der Pavillon besteht aus zehn aneinandergereihten Raumelementen, die in den Werken der Elcon AG mitsamt Innenausbau hergestellt und mit Tiefladern zur Montage auf die Baustelle geliefert wurden.

Fotos: Anne-Catherine Schröter; Das Werk, 1959, Nr. 4, S. 69



**Zwischen 1965 und 1975  
stammte rund jede  
zehnte Neubauwohnung  
aus der Produktion der  
Ernst Göhner AG.**



Ein inszeniertes, aber typisches Bild einer Grosstafelbaustelle der 1960er-Jahre. Die Bauelemente wurden nach dem Transport auf den Bauplatz mit Kränen an ihren Platz gehoben und von wenigen, beinahe «unsichtbaren» Arbeitern montiert.

Foto: Elementbau, o. J., S. 213; gta Archiv, ETH-Bibliothek Zürich / 61-BIB 761

Zur Bauzeit handelte es sich bei den Käuferinnen und Käufern der neuen Wohnungen in Mönchaltorf grösstenteils um junge Familien mit kleinen Kindern. Diese sind mittlerweile ausgezogen – oder bereits in fortgeschrittenem Alter – und so wird der siedlungsinterne Kindergarten (Bildmitte) der Überbauung Bruggächer heute als Doppeleinfamilienhaus genutzt.

Foto: Raphael Sollberger AD



Von der vorgefertigten Kunststeintreppe bis zu den Metallstaketengeländern mit Kunststoffhandläufen wurden sämtliche Ausstattungselemente der Göhner-Bauten von Tochterunternehmen der Ernst Göhner AG hergestellt.

Foto: Elementbau, o. J., S. 4.4.





Bilder S. 34:

Einer der drei nordseitigen Haupteingänge der Mehrfamilienhausreihe in Thalwil. Bei der einschaligen Betonwand und dem Vordach handelt es sich um in der Fabrik vorgefertigte Bauteile.

An der Nordfassade verweisen drei unterschiedliche Platten auf die Raumnutzung: Hinter jenen mit dem grossen Doppelfenster liegen die Schlafzimmer, hinter jenen mit zwei kleinen Fenstern die Küchen und Bäder und hinter den schmalen, um ein halbes Geschoss versetzten Platten mit dem quadratischen Fenster das Treppenhaus.

Hinter den türkisen Trapezblechbrüstungen der Balkonfront sind die «Göhner-Platten» deutlich zu erkennen.

Da die später standardmässig im Bauteilkatalog enthaltenen Balkonelemente erst ab 1966 in der eigenen Volketswiler Fabrik produziert wurden, wurde der Südfassade der Mehrfamilienhausreihe eine durchgehende Balkonfront in Leichtbauweise vorgestellt.

Fotos: Raphael Sollberger und Melanie Wyrsch AD

## VON G1 BIS G3 – DIE ENTWICKLUNG DES GÖHNER-BAUSYSTEMS

Der Bauteilkatalog des Göhner'schen Grosstafelbausystems bestand hauptsächlich aus zweischaligen, armierten und bereits fabrikseitig mit einer Styroporschicht gedämmten Wand- und Deckenplatten, die sich – aufeinandergestapelt – zu Mehrfamilienhäusern kombinieren liessen. Verbunden wurden die Platten mit Stahlaschen, die auf der Baustelle verschweisst werden mussten. Die Fugen füllten die Arbeiter schliesslich mit Seidenzöpfen und dichteten sie mit elastischem Kitt ab.

An diesem Grundkonzept änderte sich zwischen dem Bau des ersten Göhner-Blocks in Thalwil im Jahr 1965 und dem Bezug der Wohnungen der letzten Zürcher Überbauung in Greifensee im Jahr 1975 nichts. Was sich im Lauf des Jahrzehnts jedoch veränderte, waren neben einigen ingenieurtechnischen Details die Grundmasse und das Aussehen der Aussenwandplatten und damit auch die ästhetische Wirkung der Mehrfamilienhäuser. Die erste Anpassung, die Veränderung der Grundmasse, wurde als Serie G2 vermarktet, die Veränderung des Erscheinungsbilds als Serie G3.

## THALWIL: DER PROTOTYP

Die 1965–1966 unter der Leitung des Architekturbüros Gelpke & Düby als Arbeiterwohnhaus für die Färberei Weidmann AG in Thalwil errichtete Mehrfamilienhausreihe gehört zusammen mit zwei baugleichen Häusern der Überbauung «Neuhof» in Cham zu den ersten Wohnbauten der Ernst Göhner AG. Sie besteht aus drei aneinandergereihten, im Grundriss identischen Mehrfamilienhäusern. Während an den Längsseiten in unterschiedlichen Pastelltönen gestrichene und befensterte Aussenwandplatten zu sehen sind, bestehen die Schmalseiten aus je zwei fensterlosen Waschbetonplatten pro Geschoss. Die eigens für die Göhner-Bauten entwickelten Fenster – doppelverglaste Kunststoff-Metallfenster aus den EGO-Werken – sind bauzeitlich erhalten.

Da in dieser Entwicklungsphase des Bausystems noch keine Balkon- oder Loggienelemente verfügbar waren, wurde der gesamten Südfassade eine Balkonfront aus runden Stahlstützen und auf Metallauflagern ruhenden Beton-Bodenplatten vorangestellt. Die Brüstungen bestehen aus türkisen Trapezblechen. Die Treppeneingänge befinden sich auf der Nordseite und bestehen aus je einem Alu-Strukturglas-Rahmenelement mit integrierter Tür, geschützt von einem Betonvordach, das auf der einen Seite auf einer einschaligen Betonwand, auf der anderen auf einer runden Stahlstütze aufliegt. Im Inneren erschliessen Treppenhäuser aus vorgefertigten Kunststeintreppenelementen und Metallgeländern mit Kunststoffhandläufen die beidseitig angeordneten, im Grundriss gespiegelten Wohnungen.

## Am Grundkonzept änderte sich zwischen des ersten Blocks in Thalwil und der letzten Zürcher Überbauung nichts.



Dieser Plan zeigt, wie die unterschiedlich grossen Typenwohnungen (Drei-, Vier- und Fünzimmerwohnungen; MD3, MD4 und MD5) innerhalb der Mehrfamilienhausreihe in Thalwil angeordnet wurden.

Plan: Elementbau, o. J., S. 5.15



### MÖNCHALTORF: DIE ANTWORT AUF «GÖHNERSWIL»

Die ersten Bauetappen des «Sunnebüels» in Volketswil (vorne) zeichnen sich durch eine noch eher monotone Anordnung der Bauten und eine nur rudimentär gestaltete Umgebung aus.

Foto: ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv / Com\_FC24-8604-0002

Die zeitgenössische Kritik am System Göhner artikuliert sich unter anderem in der Streitschrift «Göhnerswil. Wohnungsbau im Kapitalismus».

Foto: gta Archiv, ETH Zürich



Bei der 1970–1973 errichteten Überbauung Bruggächer in Mönchaltorf griff der Architekt Albert Wohlgemuth auf Bauelemente der Serie G2 zurück. Erstmals zur Anwendung kam G2 im Jahr zuvor beim Bau der sechsten Etappe der Grossüberbauung «Sunnebüel» in Volketswil, wo ab 1966 in acht Etappen die erste Göhner-Siedlung mit mehr als 1 000 Wohnungen entstand.

Die Kritik liess nicht lange auf sich warten: Mit seinen immergleichen drei- bis viergeschossigen Wohnblöcken wurde das «Sunnebüel» bereits kurz nach der Erbauung als «für die Entwicklung von Kindern schädlich» sowie als «mislückter Auswuchs profitorientierten Bauens» beschrieben. So etwa in der 1972 erschienenen Streitschrift «Göhnerswil. Wohnungsbau im Kapitalismus», die der Überbauung gar einen eigenen Schmähenamen verlieh. Zusammen mit dem lieblos gestalteten Zwischengrün bildeten die nüchternen Fassaden im selben Jahr die Kulisse für den dystopischen Dokumentarfilm «Die grünen Kinder», in dem der Regisseur Kurt Gloor (1942–1997) vor der «sozialen und geistigen Verarmung» in den neuen «Schlafstädten» warnte.

Aus der Not wurde dann aber schnell eine Tugend gemacht: Mit unterschiedlich breiten Wandelementen, aus den Fassaden auskragenden Balkonen sowie einer sorgfältigeren Umgebungsgestaltung versuchten die Verantwortlichen auf die Kritik zu antworten. Gleichzeitig erhofften sie sich vom neuen, einheitlichen Rastermass von 45 cm sowie den standardisierten Küchen und Bädern eine weitere Vereinfachung der Planung und eine noch schnellere Produktion.

Und so konnte der Architekt Wohlgemuth in Mönchaltorf aus dem Vollen schöpfen: Er nutzte den erweiterten Bauteilkatalog, um insgesamt acht dreiteilige Mehrfamilienhausreihen, zwei Doppelmehrfamilienhäuser und erstmals auch zwei Hochhäuser aus Göhner-Platten zu realisieren. Der vielfältige Wohnungsmix, der von Zwei- bis zu Sechszimmerwohnungen reichte, war eine weitere beabsichtigte Folge der Weiterentwicklung des Systems.

Dem Architekten schien es wichtig zu sein, trotz oder gerade wegen der seriell gefertigten Bauteile wo immer möglich für bauliche Abwechslung zu sorgen. Einerseits tat er dies mit der eben beschriebenen Diversifizierung der Bautypen, andererseits wurde von Anfang an mehr in die Umgebungsarbeiten investiert. Das beim Bau der Tiefgaragen anfallende Aushubmaterial wurde nicht wie im «Sunnebüel» planiert, sondern zur Modellierung einer Hügellandschaft mit geschwungenem Wegsystem verwendet, das die Gebäude mit mehreren Sitz-, Grill- und Spielplätzen verbindet. Verschiedene Bäume, Gebüsche und Inseln mit Sträuchern wurden in die Anlage gepflanzt.

Die Spielplätze wurden mit Sandkästen, Betonrohrteilen und Tischtennisplatten auf Betonwandstützen ausgestattet. Vielerorts stehen noch heute bauzeitliche Holzbänke mit vorgefertigten Betonfüssen, Beton-Abfalleimer und aneinandergereihte U-Profil-Betonsitzelemente, die, um 90 Grad gekippt, zur Stabilisierung der Böschungen dienen – eine geschickte Mehrfachnutzung der Nebenprodukte aus der Fabrik.



**Auf den Bruggächern wurden die Mehrfamilienhausreihen nicht nur in der Höhe und Tiefe gestaffelt zueinander ausgeführt, auch die Umgebung wurde sorgfältig zu einer Hügellandschaft modelliert.**

Foto: Raphael Sollberger und Melanie Wyrsch AD



**Im Vergleich zum «Sunnebüel» in Volketswil wurden die Bauten auf den Bruggächern deutlich abwechslungsreicher und sowohl in der Höhe als auch in der Tiefe zueinander gestaffelt angeordnet.**

Bild: Mönchaltorfer Forum



Auch die Balkone setzen sich aus vorgefertigten, übereinandergestapelten Betonelementen zusammen. Letztere weisen drei horizontale Schlitze auf, an denen man noch heute jeden Göhner-Bau sofort erkennt.

Foto: Melanie Wyrsch AD

Um 90 Grad gekippte U-Profil-Betonsitzelemente dienen gleichzeitig als Stellriemen zur Stabilisierung der dahinterliegenden Böschungen. Sie und auch die für den Bodenbelag verwendeten Verbundsteine sind Nebenprodukte aus der Produktion der Igéco AG.

Foto: Raphael Sollberger AD

«Resteverwertung» in der Umgebung: Pflanztröge und Abfalleimer aus Betonrohrteilen und Sitzbänke mit Betonfüssen säumen die Wege durch die Bruggächer.

Foto: Raphael Sollberger AD



Die höchsten im Kanton Zürich realisierten Göhner-Grosstafelbauten stehen in der Überbauung «Langgrüt» in Zürich-Albisrieden. Die insgesamt vier Kettenhäuser sind dank der rahmenverstärkten G3-Platten bis zu elf Geschosse hoch.

Foto: Urs Siegenthaler, Thalwil

Nicht nur Grossüberbauungen, sondern auch diverse Einzelgebäude wurden mit dem System G3 realisiert. Hier ein Kettenhaus an der Buchholzstrasse in Zürich-Witikon.

Foto: Melanie Wyrsh AD



Mit Hochglanzbroschüren unterstrich die Ernst Göhner AG die praktischen Vorzüge des Lebens im Plattenbau. Einer Wohnmaschine gleich konnten die Abläufe im Familienalltag – wie etwa das morgendliche Frischmachen im Badezimmer – rationalisiert werden ...



... sodass am Ende mehr Zeit für «die schönen Seiten des Lebens» einer – damals idealtypischen – Dreikinderfamilie blieb.

Langgrüt Zürich am Fusse des Uetlibergs, o. J.  
(gta Archiv, Nachlass Peter Steiger, / 145-2-5-4)

### GREIFENSEE: WOHNMASCHINEN UND DESIGN-OBJEKTE

Die letzte Entwicklungsstufe des Göhner-Systems, die Serie G3, wurde massgeblich vom Architekten Peter Steiger (1928–2023) geprägt, dessen Büro 1971 mit der Planung der Überbauung «Sonnhalde» in Regensdorf beauftragt wurde. Steiger entwickelte neue Bauteile, mit denen die gestalterischen Möglichkeiten der Vorgängerserie nochmals erweitert werden sollten. Auch die Tragfähigkeit der Platten wurde erhöht, sodass nun auch höhere Gebäude wie Scheiben- oder Kettenhochhäuser möglich wurden. Als weitere G3-Grossprojekte folgten neben einzelnen Mehrfamilien- und Kettenhäusern die noch im selben Jahr von Walter Maria Förderer (1928–2006) geplante Überbauung «Langgrüt» in Zürich-Albisrieden und ab 1972 – sozusagen als krönender Abschluss – die Überbauung «Ocht» in Greifensee in Zusammenarbeit mit Jakob Schilling (1931–2023). Im Vordergrund stand nun – als die Leerwohnungsziffer sich erholt hatte, die Bevölkerung nicht mehr ganz so stark anwuchs und der untere Mittelstand über genügend Wohnraum verfügte – nicht mehr die möglichst

kostengünstige Erstellung von Bauten, sondern deren aktive Vermarktung an die obere Mittelschicht. Zu diesem Zweck liess die Ernst Göhner AG erstmals ansprechende Hochglanzbroschüren gestalten, die den idealtypischen Tagesablauf einer – damals modernen – Dreikinderfamilie zeigten; vom morgendlichen Frischmachen im exakt auf die Abläufe und Handgriffe abgestimmten Badezimmer bis hin zum gemeinsamen Feierabend auf der besonnten Dachterrasse.

Bei den bis zu achtgeschossigen Ketten- oder Scheibenhäusern der «Ocht» nimmt die Gebäudehöhe von Norden her stetig ab, sodass sie im Süden teilweise nur noch dreigeschossig sind. Dies ermöglichte die Sicht auf den Greifensee aus den oberen Stockwerken und von den Dachterrassen. Die Balkone, das augenscheinlichste Merkmal der G3-Serie, sind jeweils um 45 Grad abgewinkelt, und wie bei allen Göhner-Bauten weisen ihre Brüstungsplatten drei nebeneinanderliegende, waagrechte Schlitzlöcher auf. Besonders auffällig sind die Ecklösungen der vier abgewinkelten



Ein Kettenhaus der Überbauung «Ocht» in Greifensee. Mit dem erweiterten Bauteilkatalog der Serie G3 sollten die Palette der Grundrisse und ganz besonders die Möglichkeiten der Fassadengestaltung nochmals deutlich erweitert werden. Geblieben sind die drei ikonischen Schlitze in den Balkonbrüstungen.

Foto: Raphael Sollberger und Melanie Wyrsch AD

Die Einbettung der Bauten in einen zeittypischen, postmodernen Landschaftsgarten sollte das «Wohnen im Grünen» untermauern. Findlinge und verschiedene einheimische und mediterrane Gehölze sollten den Eindruck einer «natürlich» gewachsenen Landschaft hervorrufen und unerwartete Durchblicke ein abwechslungsreiches Landschaftserlebnis gewährleisten.



**Die Ernst Göhner AG steht wie keine andere Bauunternehmung der Schweiz für die Idee, den gesellschaftlichen Herausforderungen der «Boomjahre» mit neuen architektonischen Lösungen zu begegnen.**

In Zürich mussten es meist behäbige Reihenmehrfamilienhäuser sein, doch Göhner konnte auch anders: Die 1971–1977 errichtete Überbauung «Avanchet-Parc» in Vernier ist mit ihren 2033 Wohneinheiten die grösste Göhner-Siedlung der Schweiz.

Foto: BiiJii; Wikimedia Commons

Bauten entlang der Burstwiesenstrasse: Die Eckwohnungen verfügen stockwerkweise abwechselnd über nach Westen beziehungsweise nach Süden ausgerichtete Balkone, sodass die beiden Flügel der Scheibenhäuser ineinander verschränkt erscheinen.

Das Ziel, den Göhner-Überbauungen mehr Wohnwert zu verleihen, sollte aber nicht nur durch die Modifizierung der Bauteile, sondern auch durch eine nochmals deutlich aufwändiger gestaltete Umgebung erreicht werden. Diese sollte im Vergleich zu Mönchaltorf nicht mehr nur mehr Aufenthaltsqualität bieten, sondern das «Wohnen im Grünen» versinnbildlichen – in den frühen 1970er-Jahren das Wohnideal einer Familie, die sich zwar einen etwas teureren Mietzins als im «Sunnebüel», aber noch kein Einfamilienhaus leisten konnte.

Sowohl für «Langgrüt» als auch für «Ocht» gestaltete das «Büro für Gartenarchitektur und Landschaftsgestaltung» – wiederum ein Unternehmen des «Göhner-Imperiums» – unter der Leitung des Landschaftsarchitekten Christian Stern (\*1935) eine abwechslungsreiche, «naturnahe» Umgebung um die grossen Baukörper. Ganz im Sinn des postmodernen Landschaftsgartens wurden das Terrain noch stärker modelliert, Freiflächen mit einheimischen und mediterranen Bäumen bepflanzt und mit einem Wegsystem durchzogen, das zwischen den Hainen immer wieder unerwartete Ausblicke ermöglichte. Findlinge wurden ebenso «zufällig» in der Umgebung platziert, wie die bis heute erhaltenen Kugelleuchtkörper. Daneben stehen entlang der Wege dieselben Sitzbänke und Beton-Abfalleimer wie in Mönchaltorf, und auch die Spielplätze der «Ocht» wurden mit Sandkästen, Röhren, Wippen und Picknicktischen von Igéco ausgerüstet.

## WAS BLEIBT?

Die Qualität der Göhner-Bauten ist trotz der kurzen Bauzeiten beachtlich. Die Edelstahlarmierung der Fassadenelemente führte dazu, dass bis heute kaum grössere Abplatzungen oder statikrelevante Schäden am Beton festzustellen sind. Im Rahmen eines 2022 abgeschlossenen Forschungsprojekts konnte zudem nachgewiesen werden, dass auch nach mehr als fünfzig Jahren kaum Einbussen bei den Dämmeigenschaften der Platten festzustellen sind. Wenn, wie kürzlich auf den Bruggächern, eine Sanierung ansteht, beschränken sich die Massnahmen neben der Erneuerung der Küchen und Bäder meist auf rein ästhetische Eingriffe wie etwa den Neuanstrich der Fassadenelemente.

Als eine der erfolgreichsten Systembauunternehmungen der Schweiz steht die Ernst Göhner AG wie keine andere Bauunternehmung für die Idee, den gesellschaftlichen Herausforderungen der «Boomjahre» mit neuen architektonischen Lösungen zu begegnen und so sowohl für den unteren als auch für den gehobenen Mittelstand erschwinglichen Wohnraum zu schaffen. Mit frühen, vielleicht noch etwas unausgereiften, dafür aber umso prototypischeren Bauten wie der Mehrfamilienhausreihe in Thalwil, liebevoll gestalteten Überbauungen wie jener auf den Bruggächern in Mönchaltorf oder hochspekulativen Grossprojekten wie der «Ocht» in Greifensee prägte die Ernst Göhner AG das Gesicht vieler Zürcher Agglomerationsgemeinden bis heute wesentlich mit.

Der überdurchschnittlich hohe Anteil an bauzeitlicher Substanz, sowohl was die Gebäude als auch was die Umgebungen betrifft, macht die hier vorgestellten Überbauungen zu den besterhaltenen Zeugen einer kurzen, aber wirkmächtigen Epoche der Zürcher Architekturgeschichte.



# EIN REGENSCHIRM FÜR DEN GASOMETER

In Schlieren steht einer der letzten Teleskop-Gasbehälter Europas. Seiner ursprünglichen Funktion beraubt, wurde er in den 1990er-Jahren dank der Initiative der kantonalen Denkmalpflege als einziges erhaltenes Element der einst monumentalen Anlage vor dem Abbruch bewahrt. Heute schützt ihn ein Regenschirm vor der fortschreitenden Korrosion.

JÜRGEN CONZETT

## DURCH GASDRUCK IN DIE HÖHE

Wie viele technische Erfindungen des 19. Jahrhunderts ist der Teleskop-Gasbehälter ein komplexes Gebilde, das auf einem einfachen Prinzip beruht: Das Gas wird in einem grossen, zylindrischen Behälter gespeichert, der aus mehreren vertikal beweglichen, ineinander geschachtelten **Hubteilen** besteht. Der oberste Teil, die sogenannte **Glocke**, bildet den Abschluss. Je nach gespeicherter Gasmenge hebt sich die Glocke zusammen mit den darunterliegenden Hubteilen teleskopartig nach oben, wodurch sich der Gasbehälter flexibel dem jeweiligen Füllstand anpasst.

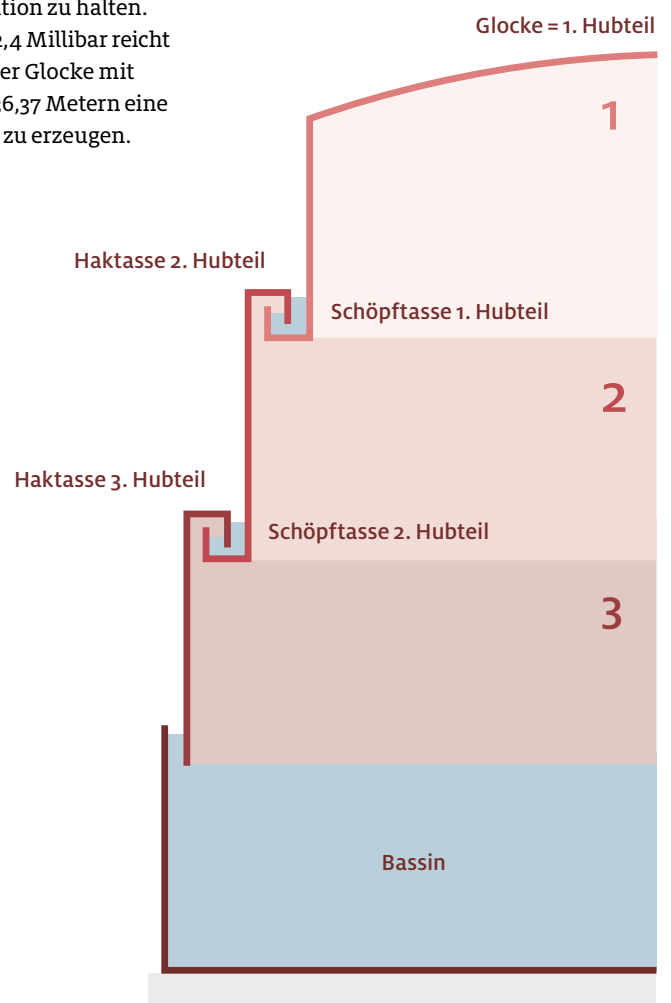
Das unterste Glied des Gasbehälters bildet ein mit Wasser gefülltes **Bassin**, in dem die Glocke und die Hubteile im leeren Zustand lagern. Wenn Gas in den Behälter strömt, füllt sich zunächst die Glocke und beginnt aufzusteigen. Ein festes Führungsgerüst verhindert, dass sie dabei in Schiefelage gerät. An der Unterkante der Glocke befindet sich die sogenannte **Schöpftasse**, welche beim Aufsteigen das nächste Hubteil

mitzieht, das über die **Haktasse** mit der Schöpftasse der Glocke verbunden ist. In ähnlicher Weise sind die weiteren Hubteile untereinander mit Schöpf- und Haktassen verbunden. Die Schöpftassen sind mit Wasser gefüllt, wobei der vertikale Steg der Haktasse als Wasserscheide zwischen den unterschiedlichen Wasserständen auf der äusseren atmosphärischen Seite und dem Inneren des Gasbehälters wirkt. Die Druckdifferenz des Wassers hält so dem Gasdruck das Gleichgewicht.

Ist der Gasbehälter vollständig ausgefahren, ruht das Gewicht von Glocke und Hubelementen auf dem eingeschlossenen Gas. Trotz seiner Grösse genügt beim Gasometer Schlieren in diesem Fall eine Wasserstands-differenz von nur 22,4 Zentimetern in den Schöpftassen, um die voll ausgefahrenen beweglichen Teile in Position zu halten. Denn der Gasdruck von 22,4 Millibar reicht aus, um über die Fläche der Glocke mit einem Durchmesser von 36,37 Metern eine Hubkraft von 224 Tonnen zu erzeugen.

S. 44: Der Teleskop-Gasbehälter in Schlieren ist einer der letzten seiner Art. Blick auf das Führungsgerüst und die Oberfläche der sogenannten Glocke (unten im Bild).

Foto: Jürg Conzett



### Gas für Zürich

Von 1899 bis 1974 versorgte das Gaswerk Schlieren die Stadt Zürich mit «Stadtgas». Von den historischen Betriebs- und Wohnbauten des Werks ist auch rund 50 Jahre nach der Einstellung des Betriebs ein Grossteil erhalten. Von den ursprünglich fünf Gasbehältern ist im Verlaufe der Zeit hingegen nur noch einer übrig, der «Gasometer I».

Er ist einer der letzten seiner Art. Im deutschsprachigen Europa sind ausser ihm einzig in den Gaswerken Schöneberg und Mariendorf in Berlin historische Exemplare erhalten. Heute wird das Denkmal von der «Stiftung Gasometer» verwaltet ([www.schlieren-gasometer.ch/stiftung](http://www.schlieren-gasometer.ch/stiftung)).



**Bis auf wenige Ausnahmen ist die ursprüngliche Konstruktion unverändert erhalten geblieben.**

### GENIETET FÜR GENERATIONEN

Die Flächen der Bauteile des Gasbehälters in Schlieren bestehen, ähnlich wie im zeitgenössischen Schiffbau, aus überlappenden und vernieteten Stahlblechen. Je nach Belastung – hoher Wasserdruck von 8300 kg/m<sup>2</sup> am Boden, geringer Gasdruck in den darüber liegenden Teilen – variieren die Blechstärken und Nietdurchmesser. Die gewölbte Decke der Glocke besteht teilweise aus nur zwei Millimeter dünnem Stahlblech mit eng gesetzten Reihen kleiner Nieten. Um eine zuverlässige Abdichtung zu gewährleisten, wurde auch der Boden des Bassins aus genieteten Stahlplatten gefertigt. Geplant und ausgeführt wurde der Gasbehälter in den Jahren 1898/99 durch die «Berlin-Anhalt'sche Maschinenbau-Actien-Gesellschaft». Mit wenigen Ausnahmen ist die ursprüngliche Konstruktion bis heute unverändert erhalten geblieben.

### EIN ERSTER RETTUNGSVERSUCH

In den 2000er-Jahren verfolgte die «Stiftung Pro Zürcher Haus» das Konzept, den Gasbehälter mit einer Brücke über dem Wasserspiegel des Bassins für Besucherinnen und Besucher zugänglich zu machen und das Auf- und Absteigen des Teleskops mittels Druckluft zu demonstrieren. Zu diesem Zweck wurde das unterste Hubteil in halb ausgefahrenem Zustand fixiert und mit zwei in den Mantel geschnittenen Zugangstüren versehen. Zudem erhielt die gesamte Stahlkonstruktion innen und aussen einen neuen Korrosionsschutzanstrich.

In einem ersten Instandsetzungsversuch in den 2000er-Jahren wurde der Gasbehälter mit einer Brücke zugänglich gemacht. Aufnahme aus dem Jahr 2004.

Foto: Basile Bornand Fotopraxis, Basel

Arbeiter beim Verlegen der Membran, welche die Glocke des Gasbehälters wie ein Regenschirm überspannt.

Foto: Herbert Bruhin, Siebnen

Innenaufnahme der Holzkonstruktion während der Aufrichtung. Im Vordergrund ist der Zentralknoten zu erkennen, an dem die Holzelemente befestigt sind.

Foto: Zaugg Holzbau AG, Rohrbach

Leider war der Boden des Bassins inzwischen jedoch undicht geworden, sodass eine funktionsfähige Wasserfüllung einen unverhältnismässigen Wasserzustrom erfordert hätte. Trotz der Undichtigkeit war der Boden des Bassins immer von Wasser bedeckt, weil das Regenwasser von der Glocke durch die Ringspalte ins Innere des Gasbehälters strömte und trotz geöffneter Abläufe ein feucht-warmes Innenklima bewirkte. Bald zeigten sich auch Schäden am Korrosionsschutzanstrich. Dieser begann abzublättern, was vor allem an der Untersicht der Glocke zu weiterer Korrosion führte und den Bestand der dünnen Bleche gefährdete.

### DIE ZÜNDEnde IDEE

Eine Schadensanalyse durch einen unabhängigen Korrosionsschutzexperten brachte ernüchternde Ergebnisse: Während des Betriebs waren aggressive Stoffe in die zahlreichen Spalten zwischen den Blechen eingedrungen. Reste davon sind bis heute vorhanden. Sie lassen sich nicht vollständig entfernen und begünstigen verborgene Korrosionsprozesse. Zudem liegt die einst vom Gasdruck gewölbte Kuppel der Glocke heute teilweise wie eine schlaaffe Haut auf der fachwerkförmigen Trägerstruktur auf. Das Problem dabei: Die dadurch entstehenden Kontaktstellen zwischen Kuppel und Träger können nicht durch einen Anstrich vor Korrosion geschützt werden.

### «Gasbehälter» oder «Gasometer»?

Der Teleskop-Gasbehälter in Schlieren wird auch als «Gasometer» bezeichnet, da sich an der vertikal beweglichen Speicheranlage der jeweilige Füllstand gut ablesen liess. Für die Konstruktion in Schlieren ist «Gasbehälter» jedoch der präzisere Begriff.





Als einzige realistische Massnahme, um die fortschreitende Korrosion zu stoppen oder zumindest stark zu verlangsamen, erwies sich eine «Trockenlegung» des Gasbehälters, die in den Jahren 2020–2022 erfolgte. Seither überspannt eine lichtdurchlässige, weit auskragende Membran die Glocke wie ein Regenschirm. Eine Entlüftungsöffnung an ihrem Scheitel sorgt dafür, dass warme Luft aus dem Innern entweichen kann.

Die über die Glocke gespannte Membran wird von einem Holztragwerk getragen, das auf einem zwischen den Stützen des Führungsgerüsts eingespannten Stahlringträger ruht. Als einziger Eingriff an

der bestehenden Konstruktion wurden zu seiner Befestigung jeweils acht Schraubenlöcher in die Stützen gebohrt. Die Montage des Tragwerks begann mit sechzehn Holzelementen, welche die Stützen des Führungsgerüsts gabelartig umklammern und mit aufgeschraubten Sperrholzplatten für die nötige Aussteifung sorgen. Im Scheitel sind die Elemente an einem massiven Zentralknoten aus Stahl befestigt, der auch die Entlüftungshaube trägt. Die übrigen Dachelemente wurden segmentweise wie Kuchenstücke eingefügt und mit dem Ringträger und dem Knoten verbunden. Abschliessend wurde die Membran über die Holzkonstruktion gespannt.

Die Wirkung war sofort spürbar: Die erhitze Luft konnte entweichen, die Feuchtigkeit verschwand und das Innenklima verbesserte sich deutlich. Die weitere Entwicklung der Korrosion wird laufend überwacht. Dank des schützenden «Regenschirms» ist gewährleistet, dass dieses einzigartige Baudenkmal in Schlieren auf lange Sicht erhalten bleibt.

S. 48: Der Gasbehälter nach Umsetzung der Schutzmassnahmen in den Jahren 2020–2022.

Foto: Basile Bornand Fotopraxis, Basel

Blick über die aufgespannte Membran auf Schlieren. Die Aufnahme entstand während der abschliessenden Arbeiten am Scheitel der Membran.

Foto: Urs Siegenthaler, Thalwil



## LOKALTERMIN I

### Eine Burg lehrt die Schwyzer das Fürchten

Die Alt-Wädenswil auf dem Reidholz bei Richterswil ist eine der eindrucksvollsten Burgruinen im Kanton Zürich. Den Schwyzern imponierte sie einst so sehr, dass sie ihre Schleifung erwirkten.

ANDREAS SCHULER

Die Geschichte der Alt-Wädenswil beginnt um 1200 mit dem Bau eines Wohnturms auf einer bewaldeten Anhöhe zwischen Wädenswil und Richterswil. In der Folge diente der strategisch günstig gelegene «Freiherrenturm» als Wohnsitz und Residenz der Zürcher Linie der «Herren von Wädenswil», deren Herrschaft das Gebiet von Wädenswil, Richterswil, Hütten und Schönenberg sowie einen Teil Gemeinde Hirzel umfasste.

Als sich gegen Ende des 13. Jahrhunderts das Ende dieser Verwandtschaftslinie abzeichnete, gelangten Burg und Herrschaft in den Besitz des Johanniterordens, der hier eine eigenständige Kommende (Ordensniederlassung) mit rund einem Dutzend Ordensbrüdern einrichtete. Die neuen Besitzer bauten die Alt-Wädenswil in den folgenden 150 Jahren zu einer mächtigen Ordensburg mit stattlichem Wohnhaus und einer Ringmauer mit vier Ecktürmen aus.

Nach der Reformation verkauften die Johanniter im Jahr 1549 die Herrschaft Wädenswil an die Stadt Zürich. Das wiederum provozierte heftigen Widerstand der katholischen Schwyzer, die sich an einer Burganlage im Besitz der reformierten Zürcher nahe ihrer Grenze störten. Der Einwand fand Gehör: An einer Tagsatzung um 1550 wurde beschlossen, dass Zürich die Ländereien zwar kaufen dürfe, die Burg aber schleifen müsse. Und so wurde die Burg Alt-Wädenswil im Sommer 1557 durch einen Teilabbruch unbewohnbar gemacht.

Heute ist die Burgruine ein lohnendes Ausflugsziel, wo man inmitten einer schönen Landschaft die Reste der geschichtsträchtigen Anlage besichtigen kann. Wer Lust hat, kann sich auf dem «Rätselweg» rund um die Burgruine zudem auf ein spannendes Abenteuer begeben und versuchen, den Fluch rund um die Ruine Alt-Wädenswil und den Reidholzwald zu brechen.

**ANREISE:** Mit den öffentlichen Verkehrsmitteln via Burghalden.

**RÄTSELWEG:** [www.raetselweg-reidholz.ch](http://www.raetselweg-reidholz.ch)



○ Burgruine Alt-Wädenswil ● Bahnhof Burghalden

## LOKALTERMIN II

### Spaziergang zum Pavillon Le Corbusier

Am südöstlichen Stadtrand von Zürich liegt der Pavillon Le Corbusier. Um dorthin zu gelangen, bietet es sich an, über die vom Stadttingenieur Arnold Bürkli (1833–1894) erbaute und 1887 eingeweihte Quaianlage zu flanieren. Entlang des Utoquais und des Seefeldquais kommt man zu einer weitläufigen Parklandschaft, dem Zürichhorn.

PIETRO WALLNÖFER

Historische Grossanlässe wie die Landesausstellung von 1939 oder die erste Schweizerische Gartenbauausstellung G59 von 1959 haben am Zürichhorn ihre Spuren hinterlassen. Und hier, an diesem geschichtsträchtigen Ort, steht auch der Pavillon Le Corbusier.

Die Geschichte dieses städtebaulichen Unikats beginnt mit Heidi Weber (\*1927). Die Kunstsammlerin und Galeristin ist eine grosse Bewunderin des Werks von Charles-Édouard Jeanneret-Gris (1887–1965), der unter seinem Künstlernamen «Le Corbusier» einer der bedeutendsten Architekten und Designer des 20. Jahrhunderts war. In den 1960er-Jahren beauftragte sie Le Corbusier mit dem Entwurf eines Gebäudes, das als Museum und Ausstellungsraum für seine Werke dienen sollte. Das Bauwerk wurde zwischen 1964 und 1967 errichtet und erhielt von Weber den Namen «Centre Le Corbusier». Es war das letzte Bauwerk, das Le Corbusier noch zu Lebzeiten entwarf. Fertiggestellt wurde es erst nach seinem Tod.

Das Gebäude ist ein Meisterwerk der modernen Architektur. Es vereint die für Le Corbusier charakteristischen Designmerkmale wie Stahl- und Glaskonstruktionen, farbenfrohe Paneele und eine modulare Bauweise. Ursprünglich als Hommage an das umfangreiche Werk des berühmten Architekten gedacht, dient es heute unter seinem neuen Namen «Pavillon Le Corbusier» als Museum und Kulturzentrum. Der Pavillon beherbergt eine Dauerexposition zum Leben und Werk Le Corbusiers und bietet wechselnden Sonderausstellungen Platz.

Bis heute ist der Pavillon Le Corbusier ein Ort der Inspiration, welcher Architektur-, Design- und Kunstinteressierte aus aller Welt anzieht. Er steht nicht nur für das architektonische Erbe von Le Corbusier, sondern zeigt auch, wie zeitgenössische Kunst und Architektur miteinander in Dialog treten können.

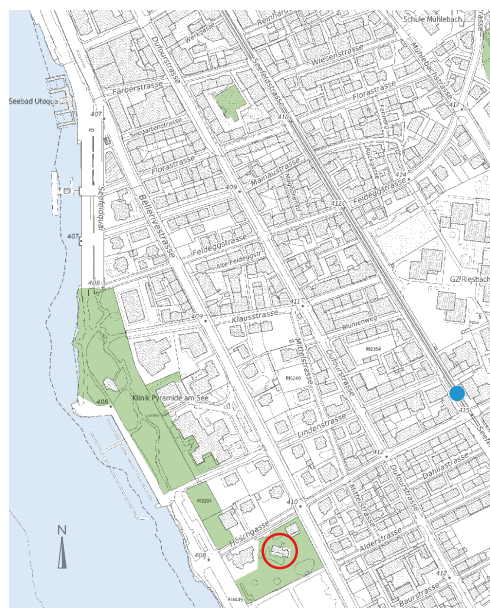
**ANREISE:** Mit den öffentlichen Verkehrsmitteln via Haltestelle Höschgasse.

**INFORMATIONEN:** [www.pavillon-le-corbusier.ch](http://www.pavillon-le-corbusier.ch)



### Der Pavillon zum Basteln

Als Neujahrsblatt 2025 gab die STARCH einen Bastelbogen des Pavillon Le Corbusier heraus. Erhältlich unter: [www.starch-zh.ch](http://www.starch-zh.ch)



○ Pavillon Le Corbusier ● Haltestelle Höschgasse (Tram 2/4)



Fotos: Urs Siegenthaler, Thalwil

## LESESTOFF

ICOMOS Suisse, ETH Zürich Construction Heritage and Preservation (Hg.)

**A future for whose past?**

**A Guidebook.**

Hier und Jetzt, Zürich 2023.

ANDREAS TEUSCHER

Ein Buch, wie Sie es noch nie gesehen haben: Auf rosaroten Seiten und in glänzender Schrift hinterfragt der vielsprachige Sammelband, wessen Geschichte sichtbar bleibt – und wessen nicht. Mit klarem Blick auf Minderheiten, Randgruppen und Menschen ohne Lobby eröffnet er neue Perspektiven für Erinnerungsorte und erweitert den Denkmalsbegriff. Überraschende Essays und Bilder laden zum Stöbern ein, brechen Kategorien auf und liefern kluge Denkanstösse. Den Abschluss macht ein inspirierender Vorschlag für ein Denkmalinventar der Zukunft. Pflichtlektüre für alle, die sich mit Erinnerungskultur befassen.



Denise Schmid, Mira Imhof, Helene Arnet, Susanne Vögeli.

**Das Kochbuch der Kittin von 1699.**

Hier und Jetzt, Zürich 2023.

ANDREA TIZIANI

1699 schrieb Anna Margaretha Gessner (geborene Kitt) 470 Kochrezepte auf. Zeit dazu hatte sie wohl genug, denn Kinder hatte sie keine und den Haushalt erledigte eine Magd. Die handgeschriebene Rezeptsammlung landete schliesslich in der Zentralbibliothek Zürich. Es dauerte über 300 Jahre, bis vier Autorinnen das Manuskript aus seinem Dornröschenschlaf erweckten, indem sie es transkribierten und eine Auswahl der Rezepte nachkochten und modernisierten. Nicht alles davon würden wir heute noch essen. Dazu gehören beispielsweise Singvögel, die samt Federn eingemacht werden oder mit Kohle schwarz gekochter Schweinskopf. Andere Gerichte sind uns hingegen sehr vertraut. So zum Beispiel eines der ersten Fondue-Rezepte unter dem Titel «Käss mit Wein».

Cristina Gutbrod.

**Gustav Gull (1858–1942).**

**Architekt, Städtebauer, Visionär.**

Schwabe Verlag, Basel/Berlin 2025.

GABY WEBER

Zwischen 1890 und 1910 war Gustav Gull der einflussreichste Architekt in Zürich. Zu Beginn und am Ende seiner Tätigkeit stehen zwei stilistisch unterschiedliche Bauten: das Schweizerische Landesmuseum und die

Andrea Schaer.

**Willkommen im Garten Eden.**

**Die Bäder von Baden.**

Hier und Jetzt, Zürich 2022.

ESTHER SCHÖNENBERGER

Wie in ein warmes Bad lässt uns dieses Buch in die Geschichte des Badener Bäderquartiers einsinken. Ausgehend von der ersten römischen Nutzung der Thermalquellen über die mittelalterliche Badekultur hin zu den humanistischen Lobeshymnen italienischer Reisender verweben sich darin Bau- und Sozialgeschichte zu einem dichten Bild. Es zeigt die verschiedenen Facetten des einstigen Kurorts für Reich und Arm und heutigen Wellness- und Kulturzentrums. Praktische Hinweise für den Besuch runden den Bäderführer ab. Ein besonderes Erlebnis ist es, das Buch vor Ort in einem der öffentlichen heissen Brunnen zu geniessen.



Erweiterung des Eid. Polytechnikums. Gull spielte eine zentrale Rolle bei der Umgestaltung mittelalterlicher Bausubstanz im Stadtkern. Das Stadthaus am Ort der ehemaligen Abteigebäude des Fraumünsterklosters und die städtischen Amtshäuser auf dem Gelände des einstigen Oetenbachklosters zeugen von Zürichs Entwicklung zur Grossstadt nach der Eingemeindung von 1893. Die Architekturhistorikerin Cristina Gutbrod legt mit dieser Monographie eine wissenschaftliche Publikation vor, die Gustav Gulls herausragende Bedeutung für Zürichs städtebauliche Entwicklung im Kontext seines Gesamtwerks erstmals umfassend würdigt.



MEHR ERFAHREN?  
GÖNNER WERDEN?  
[WWW.STARCH-ZH.CH](http://WWW.STARCH-ZH.CH)



STARCH

# JETZT UND EINMAL



**STARCH**

Stiftung für Archäologie und  
Kulturgeschichte im Kanton Zürich  
Edenstrasse 20  
Postfach | 8027 Zürich

Telefon 044 285 10 67  
info@starch-zh.ch  
www.starch-zh.ch



**Kanton Zürich**  
Baudirektion  
Archäologie und Denkmalpflege

Amt für Raumentwicklung  
Archäologie und Denkmalpflege  
Stettbachstrasse 7  
8600 Dübendorf

Telefon 043 259 69 00  
www.zh.ch/kulturerbe  
Instagram: @adzuerich  
Blog: ad.zh.ch